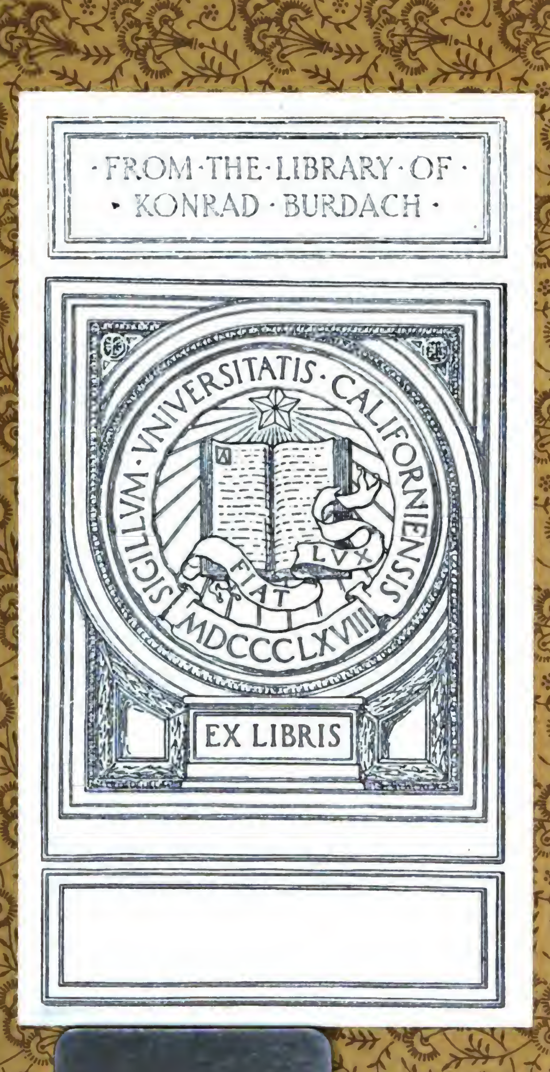
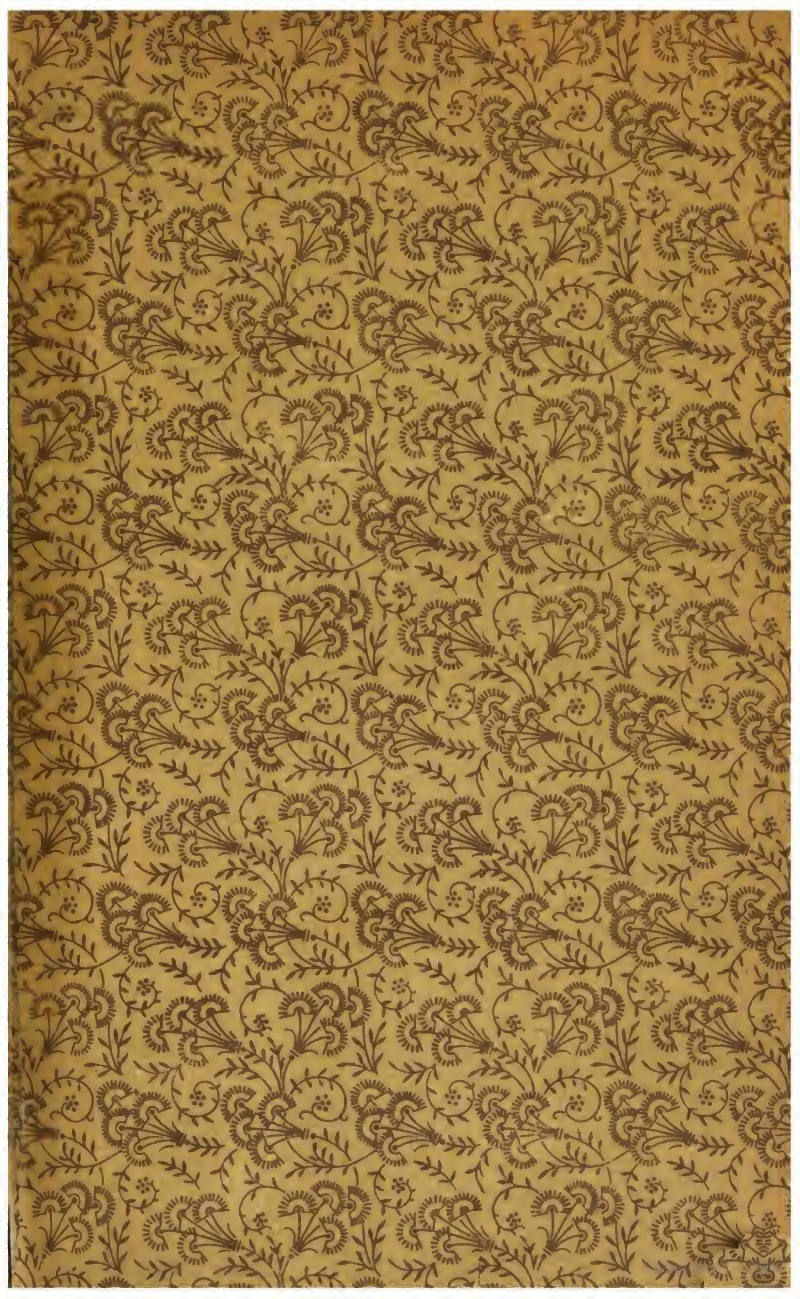
DER HIMMEL AUF ERDEN IN DEN JAHREN 1901 BIS 1912

Emil Gregorovius





·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·
SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Der Himmel auf Erden

Der Himmel auf Erden

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1901 bis 1912

von

Emil Gregorovius.





Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1892

BURDACH

Vorwort

geschrieben im Jahre 1912

Jetzt, wo die Welt wieder aufatmet, das Herz wieder ruhiger schlägt, und nicht mehr Schrecken und Verzweiflung den Blick trübt, jetzt, wo die Erinnerung an die furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre noch wahr und lebendig in jedermanns Seele lebt, will ich das Leben unsers vielgeprüften Volkes in einzelnen Bildern aus den letzten zehn Jahren niederschreiben.

Mögen sie den kommenden Geschlechtern eine Lehre und eine Warnung sein!

Haben wir, die wir das unsägliche Elend dieser Jahre ertragen konnten, mit Leib und Seele ertragen konnten, geträumt? War das alles, was wir erlebten, wahrhaftige Wirklichkeit? Oder war es nur ein böser, finsterer Alp, der auf uns ruhte.

Es ist wieder Frühling geworden. Die Bäume schimmern in ihrem schönsten Schmuck, die Vögel singen ihre uralten, süßen Lieder, die Ströme tragen rauschend ihr Wasser dem Meere zu, und der Wind zieht spielend durch die Kronen der Wälder. Nichts hat sich geändert! Nichts! Nicht einmal der Himmel, den das dampfende Blut all der Tausende, hingeschlachteter Menschen nicht rötete. Hebt doch die

Häupter empor! Er spannt sich immer noch in tiefer, stiller, blauer Weite über die Erde. Nein! Nichts hat sich geändert! Alles ist so geblieben, wie es war. Aller Lauf, alle Ordnung der Natur ist unverändert geblieben. Noch hat nicht aufgehört Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, noch ziehen Sonne, Mond und Sterne ihre ewigen Bahnen, und noch immer, wie vor Jahrtausenden schon, werden die Menschen mit Schmerzen geboren, noch immer leben sie und leiden sie, hassen sie und lieben sie und sinken dann ins Grab. Vergeblich ist alle menschliche Kunst und List, alle menschliche Kraft und Berechnung gewesen, die Welt aus ihren ewigen Bahnen zu heben, vergeblich all die Mühe gewesen, den Thron des Ewigen in den Schmutz zu werfen.

Ohne Schmuck, ohne Farbe, schlicht, wahr und treu will ich das niederschreiben, was ich erlebt habe; nicht wie ein Dichter schreibt, nicht wie ein Maler malt, wie ein Handwerker will ich schreiben, der seine Rechnungen aufstellt. Nüchterne, trockene Thaten, poesielose Zahlen! Phantasie? Ich brauche dich nicht! Wer braucht dich auch, wo die Wirklichkeit alle deine Künste überragt?

Doch zur Sache!



Das Unglaubliche war geschehen! Schneller, unvermittelter geschehen, als selbst die geglaubt hatten, die die Katastrophe hatten kommen sehen! Die Sozialdemokratie hatte gesiegt, glänzend, vollständig gesiegt. Lange schon ging eine tiefe, schwere Bewegung durch das ganze Volk und nicht nur durch das Volk der arbeitenden Klassen; alle, die Reichen wie die Armen, die Mächtigen und die Schwachen, Fabrikherren und Fabrikarbeiter, Gutsbesitzer und Knechte, Frauen und Mägde, Herren und Diener, alle wußten, daß etwas Unvermeidliches, etwas Ungeheuerliches kommen würde, daß es kommen mußte. Wo waren all die Tausende von redlich denkenden Sozialdemokraten geblieben, all die Tausende ehrlicher Arbeiter, die ihr ehrliches Herz der Sozialdemokratie hingegeben hatten und nichts weiter gewollt und erstrebt hatten, als eine Besserung ihrer Lage in den Grenzen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung? Wo waren sie geblieben die Arbeiter, die sich ihren ruhigen Blick und ihren kühlen Kopf und ihr gesundes Herz bewahrt hatten? Es gab keine ruhigen Augen, keine kühlen Köpfe, keine gesunden Herzen mehr! Nur ungeheuern Haß, unge-

heure Verbitterung und Verblendung auf allen Seiten. Furchtbar hatte die sozialdemokratische Agitation der letzten Jahre aller Sinne verwirrt. Wo gab es in jener Zeit noch einen Arbeiter, wo gab es überhaupt noch einen Menschen, der die Wahrheit von der Lüge hätte unterscheiden können? Ein Geschlecht war aufgewachsen, das die Wahrheit nicht mehr kannte, kaum noch einen Unterschied machen konnte zwischen dem, was ist, und dem, was nicht ist.

Wie Gewitterschwüle lag es auf aller Brust, als die Wahlen zum Reichstage im Januar 1901 vorbereitet wurden. „Jetzt kommts!" jubelten Millionen; „jetzt kommts!" sprachen Tausende mit zitterndem Herzen, „jetzt kommts!" sagte der Landesfürst mit seinem starken Herzen und erließ seine Befehle, um das Ungeheuerliche niederzuschlagen, wenn es sich erheben würde. Und es kam, es kam wirklich! Am 30. Januar des Jahres 1901 kam es. Schon in der Mitternacht vom 30. zum 31. Januar waren alle Wahlen bekannt. Die Städte hatten ausnahmslos, das Land nahezu ausnahmslos sozialdemokratisch gewählt. Von den 420 Vertretern des Volkes bekannten sich 399 zur Sozialdemokratie. Niemand weiß, welcher Partei die andern 21 Vertreter angehört haben, weil sich niemand darum bekümmert hat. Schon nach acht Tagen trat der neue Reichstag in der Hauptstadt des Reiches zusammen. Er trat zusammen, ohne vom Landesfürsten gerufen zu sein. Wer sie alle, die neuen Vertreter des Volkes, gerufen hat, ist unbekannt geblieben. Genug, am 9. Februar um 7 Uhr des Morgens eröffnete das sozialdemokratische Parlament seine erste Sitzung in dem glänzenden Gebäude, das ein großes Volk in großer Zeit einst für seine Vertreter gebaut hatte. Eine ungeheure Volksmenge umwogte das Parlament, ungezählte Massen befanden sich auf den Straßen. Aller Verkehr stockte. Wahrlich, es war

ein denkwürdiger Tag, vielleicht der denkwürdigste in der Geschichte der Menschheit; sie wird schwerlich je einen ähnlichen wiedersehen. Wo gab es jemals in einem Parlament eine größere Einigkeit und Geschlossenheit aller? Führer und Geführte, alle hatten zunächst nur den einen Gedanken, daß das schnellste, das rücksichtsloseste Handeln geboten wäre, sollte der gewaltige Erfolg dauernd gesichert werden. Heute noch mußte die Entscheidung kommen, so oder so! Heute, nicht morgen; denn morgen konnte es vielleicht zu spät sein. Es war ein gewagtes Spiel, denn man war des Militärs nicht sicher. Keine Verlockungen, keine schönen Versprechungen, hatten bisher hier gewirkt; auch die unermüdlichste, planvollste sozialdemokratische Agitation, an dem „Ehrenrock der Armee" war sie gescheitert. In glänzenden Bildern hatten die sozialdemokratischen Flugschriften dem jungen Rekruten seine Zukunft ausgemalt, wenn er im rechten Augenblick den Kolben gegen seine Offiziere erheben würde; gewiß hatten Tausende, denen man bei ihrem Eintritt in die Armee zugerufen hatte: Schande über euch, wenn ihr den Rock ehren werdet, den ihr tragen müßt, gewiß hatten Tausende den Eid der Treue mit einem stillen Fluch geleistet — und doch, doch war nichts erreicht worden. Mit dem Rock, den die jungen Männer angelegt hatten, waren sie auch Soldaten mit ihrem Herzen geworden — nicht sozialdemokratische Soldaten, sondern Soldaten ihres Landesfürsten. Zu ihm, nicht zu der Vertretung des Volks würden sie in der entscheidenden Stunde halten, das wußte das neue Parlament. Darum galt es einen Kampf um Leben und Tod, um Sein oder Nichtsein! — Er mußte gewagt werden! Es gab keine Wahl! Wer alles wagt, gewinnt alles! — Und sollte es nicht möglich sein, die paar Bataillone der Hauptstadt in die Pfannen zu hauen? — Welches Glück, daß wir kein Militärstaat mehr sind! Welches

Glück!*) — Und dann, einen Blick auf die Hunderttausende von Menschen mit den finstern Blicken und den entschlossenen Mienen! War unter all denen, die die Straßen füllten, auch nur einer, dem das rote Band fehlte? Es flatterte an den Hüten und Mützen, es steckte an jedermanns Brust, es legte sich als Schärpe um den Leib. Nein, keine Verzagtheit, keine Schwäche. Jetzt nicht! Jetzt nicht! Handeln, schnell, energisch, rücksichtslos! Aber vor allem schnell! schnell! Kein Zögern, kein Schwanken! Die Stunden, die Minuten sind kostbar! Sie wogen noch nie so viel in der Geschichte der Menschheit, wie heute! „Wenn wirs nicht heute ergreifen, ists für immer verloren!“

Und doch, ob es auch alle hatten kommen sehen, nun es da war, nun es wirklich und wahrhaftig als ein Wirkliches und Wahrhaftiges vor dem staunenden Auge stand, nun blendete, nun verwirrte es doch durch seine Plötzlichkeit. Nun war es doch zu schnell gekommen! Und das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt werden sollte, noch keiner hatte feste Formen dafür gefunden, in tausenderlei Gestalten spukte es in den Köpfen der Vertreter der neuen Ordnung umher. Man mag einst über jene Zeit denken, wie man will, eins wird ewig das Staunen aller Zeiten erregen: diese Menschen hatten den Mut — oder war es der Wahnsinn? —, eine tausendjährige Kultur zertrümmern zu wollen, ohne das,

---

*) Wie bekannt, trugen am Ende des 19. Jahrhunderts die großen Kulturstaaten eine schwere eiserne Kriegsrüstung, „sie starrten in Waffen.“ Einige Jahre vor dem Ausgange des Jahrhunderts glaubte sich eins der Militärreiche vor die Frage gestellt: Abrüstung oder Staatsbankerott. Es wählte das erstere. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung, dem fortgesetzten Drängen des Parlaments nachgebend, war die Regierung dem Vorbild des Nachbarstaates gefolgt, und hatte ebenfalls abgerüstet, so daß beim Beginn des 20. Jahrhunderts nur noch ein geringes stehendes Heer vorhanden war, das, in kleine Formationen zersplittert, über das große Reich hin zerstreut war.

was sie an die Stelle des Zertrümmerten setzen wollten, sicher vorbereitet zu haben. Was heute geschehen mußte, wußten alle; es gab nur eine Stimme: Zerstören! Was morgen geschehen mußte, wußte niemand. Freilich, eins wollten sie alle: wieder aufbauen! Aber nach welchem von den 399 Bauplänen, die die 399 Baumeister im Kopfe hatten, nach welchem?

Um 12 Uhr mittags hatte das neue Parlament in dreimaliger Lesung folgende Gesetze angenommen: „Die Monarchie und die bestehende Staatsregierung ist abgeschafft. Bis auf weiteres ist jeder religiöse Kultus verboten. Alle Schuld, alle Strafen — Folgen der Ungleichheit unter den Menschen — sind aufgehoben. Zuchthäuser und Gefängnisse sind zu öffnen. Das persönliche Eigentum ist abgeschafft. Die neue Ordnung der Dinge regelt bis auf weiteres ein vom Parlament zu ernennender Ausschuß von 30 Mann. Dieser wird monatlich vom Parlament neugewählt. Wiederwahl ist zulässig. Der Dreißiger Ausschuß hat während seiner Dauer Vollmacht, zu thun, was er für gut hält. Er ist unverantwortlich, wie alle die, die in seinem Namen handeln. Er bleibt so lange in Permanenz, bis sich die Gründung der neuen Gesellschaft vollzogen hat.“

Um 12 Uhr, sagten wir, waren diese Beschlüsse zu Gesetzen erhoben worden, und um 1 Uhr schon trat der erste Dreißiger Ausschuß zusammen, bestehend aus zwölf ehemaligen Cigarrendrehern, vier ehemaligen Setzern, fünf ehemaligen Schneider- und Schustergesellen, drei ehemaligen Zeitungsredakteuren, zwei ehemaligen Rechtsanwälten und schließlich aus vier Personen, von denen sich nicht angeben ließ, was sie früher getrieben hatten. Zwei Stunden später, um 3 Uhr mittags schon, donnerten die Kanonen durch die Straßen der Stadt, und am Abend war alles entschieden. Das sozialdemokratische Parlament

war nach einem kurzen mörderischen Kampfe Sieger. Der Landesfürst hatte, als man ihm die Beschlüsse des Parlaments hinterbrachte, ein Bataillon Soldaten abgeschickt, um die Vertreter seines Volkes, die nach seiner Auffassung zuerst die Verfassung gebrochen hatten, fortjagen oder festnehmen zu lassen. Vor dem Parlamentsgebäude war es zum Kampf gekommen. Bis auf den letzten Mann waren Offiziere und Mannschaften in verzweiflungsvollem Ringen mit einer hundertfach überlegenen wilden Menge gefallen. Nun hatte der Kampf auf allen Straßen und auf allen Plätzen der Stadt getobt! Vergeblich war die Treue, der Opfermut, der Todesmut der Truppen gewesen! Wie hätten sich auch Tausende auf die Dauer gegen Hunderttausende halten können? Von Stunde zu Stunde schmolzen die tapferen Bataillone mehr und mehr zusammen, die Zahl ihrer Gegner nahm nicht ab, sondern nahm zu. Endlich zogen unter dem Schutze der Dunkelheit kümmerliche Reste der Bataillone, da an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken war, ab. In ihrer Mitte führten sie die landesfürstliche Familie und den Landesfürsten selbst. An der Spitze seiner treuen Truppen hatte er seine Hauptstadt retten wollen, in der Tausende von braven Menschen einem erbarmungslosen Schicksale entgegengingen, wenn ihr Fürst nicht Hilfe brachte. Alles war vergeblich gewesen. Schwer verwundet hatte man ihn in sein Schloß geschleppt und dann aus der Hauptstadt fortgeführt. Nun war alles verloren, alle Hoffnung, daß das Entsetzliche noch einmal vorübergehen würde, geschwunden.

In den andern Hauptstädten des Landes verlief alles mehr oder weniger ebenso wie in der Reichshauptstadt. Als der Telegraph die Nachricht von dem Siege des sozialdemokratischen Parlaments brachte, erhoben sich überall die Arbeitermassen mit einem Schlage. Arbeiterbataillon über Arbeiter-

bataillon stand da, fertig, sicher, bereit zu allem, fest und entschlossen, der neuen Gewalt bis auf den letzten Mann zu dienen, alle furchtbar in ihrem Willen, furchtbar in ihrem Gehorsam. Welch eine Organisation! Vergeblich versuchten die Staatsbehörden einzuschreiten, vergeblich opferten sich die Truppen in aussichtslosem Kampfe. O, des unheilvollen, des unheilvollsten Tages, wo das verblendete Volk die Abrüstung des Heeres, die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht durchgesetzt hatte! Hatten denn damals alle die, die Geschicke des Staates bestimmten, eine Binde vor ihren Augen gehabt? Hatten sie denn nicht gesehen, daß sie dem Volke mit der Armee und der Wehrpflicht aller seine edelste Erziehungsstätte nahmen, daß sie der Wohlfahrt und der Gesittung ihren Hort und Halt zerstörten? O, die Thoren, die da hatten glauben können, man bedürfe nur für den äußern Feind eines starken stehenden Heeres! Nie hat ein Beschluß unheilvollere Folgen gehabt! Nie ist ein Volk für einen Fehler härter bestraft worden! Nach drei Tagen war der Sieg der Sozialdemokratie im ganzen Reiche entschieden. Überdies war es zu einem ernstlichen Widerstande nur in den größern Städten gekommen. Das Land war ziemlich ruhig geblieben. Die Greuelszenen, die von den siegreichen Arbeiterbataillonen verübt wurden, solange jede Behörde und jede Autorität fehlte, spotten der Beschreibung. Wozu all das Schreckliche aufzählen, das nun doch einmal unvermeidlich war, und das man billigerweise bei dem Himmel, der nun auf Erden kommen sollte, mit in den Kauf nehmen mußte? Neues geschah ja nicht; sicher ists bei der Zerstörung von Jerusalem, von Karthago und von Magdeburg noch schlimmer zugegangen. Zu ändern war das nicht. Bestie bleibt Bestie, besonders wenn sie entfesselt ist, und sie war entfesselt. Sie wütete planlos, mordete, raubte, stahl,

schändete, vernichtete planlos, ziellos; freilich lange nicht so furchtbar, wie später, als System in die Sache kam.

Man muß es den Machthabern jener Tage nachrühmen: sie handelten mit einer fabelhaften Schnelligkeit und Bestimmtheit. Vor allem Ordnung machen! das wurde das Stichwort im Parlament, auf den Straßen, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Zeitungen; in allen Gesprächen, in allen Reden, in allen Abhandlungen trat immer und immer wieder dieses Wort hervor. Niemand wußte recht, was damit gemeint wäre, aber eins empfanden alle: sobald als möglich aus einem Übergang heraus, der nun einmal mit allen seinen Schrecken unvermeidlich war. Je schneller sich dieser Übergang vollzog, um so eher konnte man daran gehen, den sozialdemokratischen Himmel auf Erden zu etablieren.

Wenn man unter „Ordnung machen" das Zertrümmern des Bestehenden, das Niederwerfen jedes Widerstandes versteht, dann verstanden die Männer jener Zeit das „Ordnung machen!" Von der Reichshauptstadt aus sandte das Parlament oder vielmehr der Dreißiger Ausschuß zuverlässige Kommissare in die Provinzen, meistens frühere Handlanger der sozialdemokratischen Agitatoren, nicht immer sonderlich geschickte, nicht sonderlich erfahrene, leider auch nicht immer sonderlich ruhige und besonnene Menschen, alle mit unbegrenzter Vollmacht ausgestattet. „Schaffen Sie Ordnung! Ebnen Sie der neuen Staatseinrichtung den Weg! Schlagen Sie jeden Widerstand ohne Erbarmen nieder!" Das war die höchst einfache und, man muß zugeben, höchst verständliche Instruktion, die die Kommissare erhielten. Es kam oft zu heftigem Widerstande, und nicht allein aus dem Volke der Reichen und der Begüterten, nein auch aus dem Volke der Arbeiter; denn den Kommissaren fehlte meist jede Sach- und Personenkenntnis und

vor allem die rechte Einsicht für das, was der neuen Ordnung der Dinge gefährlich, und für das, was ihr ungefährlich war. Sie schlugen einfach darauf los, ohne lange zu prüfen und zu überlegen, und trafen dabei manchen recht harmlosen und aufrichtigen Anhänger ihrer eignen Sache. Wie hätte jemand in jener Zeit seine Tüchtigkeit auch besser als durch seine Rücksichtslosigkeit erweisen können? Die Hauptsache blieb doch immer der Erfolg, und der wurde denn auch erreicht. Jeder Widerstand erlahmte bald an dem Schrecken und an der Gleichgiltigkeit, ja an dem Stumpfsinn, der alle die ergriff, die noch mit Erfolg einen Widerstand hätten leisten können.

Ist es je wunderlicher auf unserm Planeten zugegangen? Gewiß nicht. In dem einen Bezirk vertritt ein junger, unreifer Bursche, der früher als Kutscher in einer Bierbrauerei gedient hat, das sozialdemokratische Parlament und leitet die neue Ordnung der Dinge ein. Er ist fürs Hängen und ziert alle Bäume, Laternenpfähle und sonstigen Pfähle mit Feinden der neuen Ordnung. In dem nächsten Bezirk arbeitet sein Amtsgenosse, ein weggejagter Schulmeister. Er ist grundsätzlich fürs Köpfen und hat eine sehr sinnreiche Köpfmaschine erfunden. In einem dritten Bezirk wird nur geschossen, mit Revolvern, Flinten, manchmal auch mit Kanonen; in einem vierten werden alle Feinde der Arbeiter ersäuft, denn hier hat der Kommissar gewisse Geschichten aus der französischen Revolution gelesen, und er gehört zu den Menschen, denen die Geschichte „eine Lehrmeisterin“ ist. Und so gehts in allen Variationen weiter. Vielen Anklang fand das „Sengern.“ So nannte man nach einem hervorragenden Führer, der das Verfahren angeregt hatte, das Töten mit elektrischen Strömen. Der Vorzug dieses Verfahrens lag in der Billigkeit, Schnelligkeit und Präzision. So gings, wie gesagt, sehr verschieden zu, und nie-

mand hätte sich über einen Mangel an Abwechslung beklagen können. Verschieden war aber auch das Urteil über das, was der neuen sozialdemokratischen Ordnung gefährlich, und über das, was ihr ungefährlich wäre. Der eine Kommissar verschonte alle die, die schriftlich erklärten, sich in die neue Weltordnung ruhig einreihen zu wollen, der andre gab auf schriftliches nichts und ließ alles über die Klinge springen, was früher je gegen die Sozialdemokratie gehandelt, gesprochen oder geschrieben hatte, ein dritter glaubte vor allem die Frommen, ein vierter vor allem die Reichen ausrotten zu müssen, ein fünfter schonte die Weiber, ein sechster nicht einmal die Kinder. Wer will alle diese Männer verurteilen? Sie handelten nach ihrer Überzeugung, sie waren gesinnungstüchtig, und das war die Hauptsache.

In diesen Wirrwarr hinein warf das Parlament oder vielmehr im Namen des Parlaments der Dreißiger Ausschuß seine telegraphischen Anordnungen: „Ziehen Sie alles Grundeigentum, alles bewegliche Eigentum ein," hieß es heute; morgen kam eine Ergänzungsdepesche: „Ziehen Sie überhaupt alles persönliche Eigentum ein," einen Tag später kam der Befehl: „Vergessen Sie nicht, dem Einzelnen das zu lassen, was er zu seiner Erhaltung unumgänglich notwendig haben muß." In all dem Spektakel fehlte der Humor nicht. Einer der gesinnungstüchtigsten Kommissare war der Ansicht, daß Hosen nicht unumgänglich notwendig zur Erhaltung des Menschen wären, und ließ in seinem Bezirke Jagd auf alle Hosen machen. Als der Unfug nach der Reichshauptstadt gemeldet wurde, wurde der Hosenfeind natürlich sofort abgesetzt, aber doch erst, nachdem sich Hunderte von Menschen einen furchtbaren Schnupfen geholt hatten. Aber es fehlte auch nicht an verständigen Befehlen. Wer würde folgende An-

ordnungen nicht billigen? „Beginnen Sie sofort damit, die arbeitslosen Massen zu beschäftigen," und weiter: „Halten Sie sich bei der Ernährung der Massen zunächst an die von Ihnen eingezogenen Vorräte," und weiter: „Fragen Sie nicht, ob Sie Gnade üben sollen, sondern handeln Sie nach eignem Ermessen." „Wir erwarten übrigens," hieß es in einem vertraulichen Rundschreiben, „daß Sie bei Ihren Verurteilungen zum Tode sich nur durch die Rücksicht auf die Sache leiten lassen," und weiter: „Das Steinigen können wir nicht empfehlen, eher das Zerschlagen der Hirnschädel mit dicken Knütteln" u. s. w.

Staunend, starr, den Atem anhaltend sahen die andern Völker Europas auf das außerordentliche Ereignis einer völligen Umwälzung der alten Ordnung. Wohl regten sich auch bei den Nachbarvölkern Herzen und Hände, um es unserm Volke nachzuthun; aber war es das rechtzeitige und energische Eingreifen der Regierungen, war es der die Massen leitende Instinkt, andre erst einmal das Experiment vormachen zu lassen, bevor man sich selber die Finger verbrennte, waren die Arbeiter der Nachbarstaaten noch nicht genügend sozialdemokratisch erzogen und erleuchtet, oder waren es andre Gründe — Thatsache ist, daß die gewaltige Bewegung auf unser Volk allein beschränkt blieb.

Unglaublich, unfaßlich, und doch wahr! Es kam schließlich aus dem Wirrwarr doch ein Etwas wie Ordnung heraus, ein Sichtbares, ein Greifbares; man sah — wer sehen konnte — deutlich etwas Neues wachsen, eine neue Ordnung der Dinge, einen neuen, ganz funkelnagelneuen Staat, ein ganz neues Leben entstehen. Ja, allmählich senkte sich wirklich und wahrhaftig, auf die blutgetränkte Erde der heiß ersehnte, heiß erkämpfte Himmel, „der sozialdemokratische Himmel auf Erden" herab.

2

Dieser Himmel hat viele Jahre über unserm Volke geruht.

Von ihm und seinem Ende erzählen die folgenden Geschichten.



1

Der Himmel auf Erden im Jahre 1901

Erst muß Ordnung gemacht werden

Es war im Anfang Mai des Jahres 1901, als der Kätner Klaus Jürgen in der Dämmerung des Frühlingsabends seinem kleinen Hofe zuschritt. Ein mageres Pferd führte er an der Hand. Pflug und Egge hatte er draußen auf dem Acker gelassen. Er hatte zum letzten Male mit ihnen den duftenden Acker aufgerissen, der seinen Vater fünfzig Jahre dürftig ernährt und ihn, sein Weib und seinen Jungen auch nur kümmerlich erhalten hatte. Als Klaus Jürgen das Pferd abgeschirrt und mit Futter versehen hatte, trat er zwischen den beiden blühenden Kastanienbäumen durch, die sein Vater als junger Mann gepflanzt hatte, in sein kleines, strohbedecktes Häuschen ein. In der Mitte der ärmlichen, aber saubern Stube stand ein großer, weißgescheuerter Tisch, auf dem das dürftige Abendbrot aufgetragen war: Kartoffeln und Hering, daneben ein Brot, Butter und einfacher Landkäse; auf dem Ofen, in dem das Feuer brannte, stand eine Kanne mit Kaffee. Vor dem Tische stand die Frau des Kätners, ein rundes, dralles, rotwangiges, aber etwas abgearbeitetes Weib und schnitt für ihren dicken Jungen Brot in einen Napf mit Milch. Der

Junge, ein rechter Dickkopf mit großen, blauen Augen und roten Backen saß neben dem alten Großvater am Ofen. Am Tische saß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, ein junger, breitschultriger Bauer, der Bruder der Kätnersfrau, Jochem Ludder.

Gott sei Dank, Mutter, rief der Kätner Klaus Jürgen, daß die Plackerei nun ein Ende hat! Das war das letzte Mal, daß ich mich mit der verdammten Schindmähre geärgert habe. Ich hätts lassen sollen; aber man will doch das Seine ordentlich übergeben.

Mit dem „Gott sei Dank!" sei doch von morgen an ein bißchen vorsichtig, bemerkte Jochem Ludder; die Kommission wünscht nicht, daß ein Bruder mit Gott etwas zu thun hat. Dem alten Küster von Renndorf hats gestern den Kopf gekostet. Warum mußte das alte Vieh auch singen, daß jeder es hören konnte: „Großer Gott, wir loben dich!"? Ich war gestern dabei, wie sie ihm den alten Laberkopf heruntergeputzt haben. 'S war zum Kranklachen! Fünf Schritte weit ist der Weißkopf geflogen, und hats Maul noch aufgesperrt, als ob ihm was extra Gebratenes hereinfliegen sollte. Ich rate dir, Schwager, sage lieber: der Vernunft sei Dank! oder: der Kommission sei Dank! oder: dem Volke sei Dank! das ist jedenfalls sicherer.

Ich denke, sagte die Kätnerfrau, die still ihre Arbeit verrichtet hatte, es soll nun jeder glauben und reden können, was er will? Was geht es die Kommission an, was ich sage und was ich glaube? Ist das die neue Freiheit?

Das verstehst du nicht, Trine, gab Jochem Ludder zur Antwort; erst muß Ordnung gemacht werden! Das ist nur so der Übergang. Nachher kann einer glauben und reden, was er will. Vor allem erst fort mit dem Pfaffenpack, mit den Frömmlern und Muckern, sonst kommt die wahre Freiheit nicht zustande. Ich sage euch, solange noch einer von den Betbengels

lebt, stänkern sie immer mit ihrem lieben Gott dazwischen und verderben der Kommission die Arbeit.

Ich denke, fragte Klaus Jürgen, die Pfaffen hängen schon alle?

Ja, entgegnete Jochem Ludder, viel wirds von der Sorte nicht mehr geben. Die Kommission hat gut aufgeräumt. Aber die schwarzen Halunken haben noch viele Anhänger; die müssen noch fort, sonst giebts keine Ordnung. Deshalb hat die Kommission auch ganz recht, wenn sie ohne Erbarmen köpfen läßt, wer noch mit seinem lieben Gott herumflunkert. Mir sagte gestern der rote Lude — ihr kennt doch den starken Schuster aus der Hinrichsgasse, der seine Mutter, das alte Racker, beinahe tot geschlagen hat; der sitzt mit in der Kommission —, also der sagte mir gestern: Ach, Bruder Ludder, wir haben noch viele, viele Arbeit! So ein Stücker tausend Köpfe müssen wir in der Stadt noch heruntermachen, sonst giebts keine Ordnung; aber wir werden schon Ordnung machen, sagte er.

Na, rief Klaus Jürgen, tausend haben sie schon abgemacht, wenn das so weiter geht, werden nicht viel übrig bleiben für den Himmel, der hier auf Erden kommen soll! Aber mir kanns ja recht sein, je weniger da sind, um so mehr kommt auf die Übrigbleibenden! Damit setzte er sich an den Tisch und fing an tüchtig zu essen, denn er hatte einen ordentlichen Hunger und einen guten Magen.

Vom Ofen her ertönte die Stimme des alten Vaters: Die Schafsköpfe von der Kommission! Was die sich unnütze Arbeit machen! Warum schlagen sie den lieben Gott nicht selber tot? dann wäre die Ordnung gleich da!

Schweigt still, schweigt rein still, Vater, bat die Frau, ihr redet euch und uns noch um den Hals. Kommt her und eßt mit uns zum letztenmale hier euer Abendbrot. Von morgen an giebts mehr und besseres. Wenns nur auch wahr ist, Jochem!

Gewiß ists wahr! rief Jochem Ludder. Morgen beginnt die Gründung unsers neuen Staates, der großen genossenschaftlichen Vereinigung aller. Aller Besitz wird morgen abgeliefert. Und jeder aus dem Kreise muß morgen in die Stadt und sein Eigentum an die Kommission abliefern, die es für alle verwendet. Da muß jeder Überfluß haben, und gutes Essen und Trinken muß es vollauf geben.

Was mich freut, sagte Klaus Jürgen, an seinem Käse kauend, ist, daß die Kommission dem verdammten Dickbauch, dem Fettsack, unserm Grafen auf seinem langen Schlosse das Genick hat abschlagen lassen. Son Kerl! Sitzt in seinem großen Palast, thut nichts, als fressen und saufen, und so ein armer Kätner muß arbeiten.

Daß sie aber die armen, unschuldigen Würmer mit erschlagen haben, ist eine Gemeinheit von der Kommission, warf die Kätnersfrau ein.

Ach was, das verstehst du nicht, Trine, lachte Jochem Ludder. Erst muß doch Ordnung gemacht werden; nachher kann leben, was da will. Aber, fuhr er geheimnisvoll fort, wenn ich nur heraus hätte, warum sie die Gnädige haben leben lassen! Der Bruder, den der Dreißiger Ausschuß hergeschickt hat zum Ordnungmachen, der Vorsitzende der Kommission, soll sie ja bei sich haben. Na, wer weiß? Ha ha! Mich gehts nichts an.

Luderpack, schrie der Alte vom Ofen her; Luderpack, das den Mann erschlägt, die unschuldigen Kinder umbringt und dem armen Weibe die Ehre nimmt! Luderpack, sage ich noch einmal!

Damit erhob sich der Alte, brannte seine Pfeife an und ging in den Garten.

Auch Klaus Jürgen, der sich satt gegessen hatte, stopfte sich eine kurze Pfeife und fing an zu qualmen.

Die Kätnersfrau räumte den Tisch ab und setzte

sich mit einem Strickstrumpf zu den beiden Männern, dann sagte sie:

Mir ists ja recht, daß wir morgen alles abliefern müssen, und daß uns der kleine Hof nicht mehr gehört. Wenn nachher alles geteilt wird, muß nach meiner Rechnung auf uns ein Stück Land kommen hundert Mal so groß, als unsre Kätnerei, und ich denke, statt unsers einen Schweines, das jetzt im Stall steht, habe ich dann zehn zu füttern.

Aber, Trine, rief Jochem Ludder, wie oft habe ich dir gesagt, daß von einer Teilung des Besitzes nicht die Rede ist, sondern nur von einer Teilung des Arbeitsertrages. Alles gehört fortan in unserm neuen Staate allen. Ein persönliches Eigentum giebts nicht mehr, das heißt, einer kann nicht mehr sagen: Das Haus gehört mir, der Acker gehört mir, das ist mein Wagen, das ist mein Pferd, das ist meine Kuh u. s. w. Nein, sondern ich sags noch einmal, allen gehört jetzt alles, und Eigentum ist jetzt Diebstahl, und wer etwas besitzt, der ist ein Dieb, denn er bestiehlt alle andern um das, was er besitzt. Nein, Schwester, „das ist mein und das ist dein" — so was kann keiner mehr sagen. Aber die Hauptsache ist jetzt: alle müssen arbeiten, auch die reichen und dicken Faullenzer, alle, alle, und die Arbeit wird gleichmäßig verteilt, und jeder kann sich die Arbeit wählen, die er gern thut. Dein Mann kann sich die Arbeit wählen, die er am liebsten hat, Stadtarbeit oder Landarbeit, und täglich wird bloß drei oder vier Stunden gearbeitet, und was die Arbeit einbringt, das fressen und saufen nicht mehr die Reichen, wie früher, sondern das wird unter die Arbeiter verteilt. Ich sage dir, es wird der Himmel auf Erden werden.

Ich, sagte Klaus Jürgen, wähle mir Stadtarbeit. Die Landplackerei habe ich dicke bis an den Hals. 'S wird sich in der Stadt schon ein Stückchen finden, das für einen ordentlichen Kätner paßt.

Ja, sagte Jochem Ludder, das ist ganz recht; aber vorerst, bis Ordnung gemacht ist, muß die Kommission bestimmen, was und wo ein jeder arbeitet; denn die Stadtbrüder wollen auch alle Stadtarbeit haben, an die Landarbeit will keiner heran. Wo aber soll alle Stadtarbeit herkommen, wenn jeder in der Stadt arbeiten will? Und wer soll den Acker bestellen, ihn düngen und pflügen? Wer soll jäten und säen? Und wer soll das Korn hauen und die Kartoffeln buddeln?

Ich denke, sagte die Kätnersfrau, jetzt soll Freiheit herrschen, und jeder soll arbeiten können, was er will und wie er will?

Später, später, entgegnete Jochem Ludder; es kann doch kein Mensch verlangen, daß nun alles gleich klappen und passen soll. Der Spezialkommissar vom Dreißiger Ausschuß hat ganz recht, wenn er sagt: „Mit einem Schlage geht es nicht; allmählich hineinwachsen.“ Erst muß doch Ordnung gemacht werden! Das andre kommt dann alles von selbst. Ein rechter und echter Sozialdemokrat muß jetzt der Kommission blind gehorchen.

Die verdammte Kommission! rief der Kätner, warum haben sie mich nicht hineingewählt? Bin ich schlechter, als der Schuft, der rote Lude, der lange Schuster, der von der Landwirtschaft nichts versteht? Und bin ich schlechter, als der krumme Mehlhändler aus der Langenstraße, der fünf Jahre Zuchthaus gehabt hat, als es noch eine Monarchie gab?

Ja, lachte Jochem Ludder, man muß sich mit dem Kommissar des Dreißiger Ausschusses gut stellen, dann kommt man in die Kommission. Eigentlich hätte der Kreis die zehn Kommissionsmitglieder wählen sollen, drei die Stadt und sieben das Land, aber das kommt alles später. Erst muß Ordnung gemacht werden. Jetzt hat der Kommissar die zehn gewählt, und den roten Lude hat er bloß genommen, weil der Kerl

mit seinen Fäusten einen Ochsen totschlagen kann, und der krummbeinige Schuft, der Mehlhändler ist in die Kommission gekommen, weil er alle, die im Kreise etwas haben, genau kennt. Einen aber wollen sie wieder hinausfegen, hat mir der rote Lude gesagt, und dann will er mit dem Spezialkommissar sprechen, daß ich an seine Stelle komme.

Wir wollen schlafen gehen, sagte die Kätnersfrau mit einem Seufzer, zog ihren dicken Jungen aus, der am Ofen eingeschlafen war, und ging in die Schlafkammer.

Auch die beiden Männer suchten bald ihr ärmliches Lager auf.

Am andern Morgen spannte der Kätner Klaus Jürgen sein Pferd an den Wagen, band mit Hilfe seines Schwagers das Schwein, das einzige lebende Inventarium, das er außer seinem Pferde besaß, auf den Wagen fest und ließ seine Frau und seinen Jungen aufsteigen. Dann rief er nach dem Vater. Der steckte seinen weißen Kopf zur Bodenluke heraus und rief hinab: Fahrt ihr nur allein, ich fahre nicht mit. Hier habe ich siebzig Jahre gelebt, hier will ich sterben!

Vater, rief Klaus Jürgen, ich muß alles abschließen und den Schlüssel der Kommission übergeben. Kommt mit! Ihr werdets besser haben in der Stadt.

Der Alte schüttelte den Kopf.

Hab ich hier nicht Nahrung und Obdach gehabt, siebzig Jahre lang? Mein war das Haus, in dem ich schlief, mein war der Acker, der mir Nahrung gab, mein war der Garten mit seinen Blumen und Beeren, mein war der Himmel über meinem Strohdach . .

Vater, drängte der Kätner, wir werden jetzt alles vollauf haben und wie die Reichen leben. Kommt mit! Ich kann euch doch nicht allein hier lassen.

Ich bin nicht allein, rief der Alte herunter, mein Gott ist bei mir; wenn ihn auch eure blutige Kommission abgeschafft hat, hier bei mir hat er noch was zu sagen. Schließ du ruhig ab und kümmere dich nicht um mich.

Laß den alten Drehkopf! rief Jochem Ludder zornig, sprang vom Wagen und schloß das Haus zu; den Schlüssel gab er seinem Schwager. Der ergriff die Peitsche, und langsam zog das Pferd den Wagen mit dem Kätner fort von der Stätte, wo er ein Herr gewesen war so viele Jahre hindurch; nur ein sehr kleiner Herr, aber doch ein Herr in seinem kleinen Hause und ein Herr auf seinem kleinen Acker.

Alle auf dem Wagen waren still, nur das Schwein schrie fort und fort, als ob es seinen Widerwillen gegen die neue Ordnung der Dinge ausdrücken wollte, bis es Jochem Ludder mit einem kräftigen Fußtritte zum Schweigen brachte.

Nach einer Fahrt von einigen Stunden näherte sich der Wagen mit der Kätnersfamilie der ehemaligen Kreisstadt und bog in die Hauptstraße ein, die durch die Provinz ging. Diese Straße war heute sehr belebt, wie an einem Jahrmarktstage, zu dem früher die Landleute gern in die Stadt gekommen waren. Männer, Frauen und Kinder zogen der Stadt zu, um sich dort der Kommission zu stellen und all ihre Habe an die Kommission, an die Vertreterin des neuen sozialdemokratischen Staates, an die Genossenschaft aller, an das Volk, an die Menschheit abzuliefern und dann des weitern zu warten. Ein Teil liederlich und zerlumpt aussehender Männer und Weiber — früher hatte man sie Vagabunden genannt, jetzt waren es „Brüder und Schwestern," denn alle hatten denselben Vater und dieselbe Mutter: die Natur — zog schreiend und jubelnd dahin. Abzuliefern hatten die nichts, die Schnapsflasche vielleicht ausgenommen, die von Mund zu Mund ging und ihre Lustigkeit

steigerte. Ein andrer Teil ärmlich, aber ordentlich gekleideter Männer und Frauen that nicht so lustig, ja manche machten ein mißmutiges und trauriges Gesicht; denn heute galt es, sich von dem zu trennen, was jedes bisher als sein Eigentum besessen hatte. Wars auch nicht gerade viel bei manchem, vielleicht wars bloß ein Spargroschen von einigen Mark, vielleicht nur eine silberne Taschenuhr, ein goldnes Kettchen, mit dem die Frau sich Sonntags gern geschmückt hatte, vielleicht wars auch noch weniger, es war doch immer etwas Eignes gewesen, und was einer einmal hat, das giebt er nicht gern ab an die ganze Menschheit, zumal wenn er sichs mit seiner Hände Arbeit erworben hat. Heute aber mußte alles abgeliefert werden — nur kleines Hausgerät, wie Teller, Topf und Löffel, konnte man behalten und was einer zu seiner Bekleidung notwendig brauchte — von allem übrigen mußte man sich trennen, damit alle dann an allem teil hätten. Der einzige Gedanke, der das Weggeben etwas leicht machte, war der, daß die Reichen auch alles abliefern mußten.

Als der Kätner auf seinem Gespann eine Zeit lang mit der Menge gefahren war, erhob sich erst leise, dann lauter und lauter ein Murren: Was? Die Kerle fahren? Das Weib und der Bengel? Und wir andern müssen laufen? Gleiches Recht für alle!

Als Klaus Jürgen diese Worte aus dem Munde eines frühern Vagabunden hörte, rief er: Noch gehört der Wagen und das Pferd mir, solange ich es der Kommission noch nicht ausgeliefert habe. Es geht niemand etwas an, ob ich fahre oder laufe.

Herunter! Herunter! schries von allen Seiten, und ehe Klaus Jürgen die Peitsche erheben konnte, um das Pferd zur Eile anzutreiben, waren er, seine Trine und sein dicker Junge vom Wagen heruntergerissen. Jochem Ludder hatte es vorgezogen, den Wagen zu

verlassen, als er die mißgünstigen Blicke der Männer und Frauen in seiner Nähe gesehen hatte

Nun marschierte der Kätner mit seiner Frau und seinem Jungen neben dem Wagen her und wunderte sich im stillen nur, daß die Brüder und Schwestern von der Landstraße nicht auch das Schwein zum Laufen zwangen, da ja doch nun einmal gleiches Recht für alle sein sollte. Das Schwein aber ließ man auf dem Wagen liegen, und das war nun das einzige lebendige Wesen, das nach der Stadt fahren konnte, während alle andern laufen mußten.

Ist das die neue Freiheit? fragte die Kätnersfrau ihren Bruder, der sich ihr wieder angeschlossen hatte. Wenns so weiter geht, wirds eine schöne Freiheit werden!

Laß nur gut sein, Trine, tröstete Jochem Ludder; wenn erst überall Ordnung sein wird, kommt so etwas nicht mehr vor, und eigentlich haben die Brüder und Schwestern recht, denn das Pferd und der Wagen gehört allen; benutzt den Wagen ein einzelner, so bestiehlt er ja alle andern um das Recht, ihn zu benutzen.

Aber das Schwein, das Schwein! rief die Kätnersfrau ergrimmt, sind wir schlechter als so ein Vieh? Das kann fahren, und wir müssen laufen?

Riechst du nichts? unterbrach der Kätner seine Frau, das stinkt ja wie Luder!

Wird auch welches sein, lachte Jochem Ludder, die Kommission scheint recht fleißig zu arbeiten. Aber für Chlorkalk hätte sie doch sorgen sollen, es giebt sonst eine Krankheit. Das sage ich: bin ich erst in der Kommission, dann auf jede Leiche ein Pfund Chlorkalk!

Der Leichengeruch, der stärker und stärker wurde, schien die Ausgelassenheit vieler Männer und Frauen zu steigern. Sie sprangen und tanzten jubelnd umher und riefen: Hoch die Kommission! Nieder mit

den Reichen! Fluch den Besitzenden! Inzwischen war man dicht an die Stadt herangekommen, aus der eine Reihe von Leiterwagen herausfuhr, die mit menschlichen Leichen bepackt waren. Ein Teil der Leichen war schon stark angefault und in Verwesung übergegangen, viele Körper aber waren noch frisch und blutig, die konnten erst vor kurzem abgeschlachtet sein.

Als der Zug der Landleute die Wagen erreichte, wurden einige Männer und Weiber rein toll. Die Wagen mußten halten, und nun tanzte alles heulend und schreiend um die Toten herum; dann aber ordnete sich der Zug, und unter Hurra- und Hochrufen auf die Kommission, unter Flüchen und Gotteslästerungen zogen sie jauchzend und brüllend in die Stadt ein.

Die kleine, freundliche Landstadt, die von den Bauern aus der Umgegend immer gern besucht wurde, bot heute keinen schönen Anblick dar. In den Straßen, in denen die Menschen hin- und herwogten, sah es unordentlich und schmutzig aus, und der widerliche Leichengeruch, der überall herrschte, benahm einem fast den Atem. Doch war man darüber nicht unwillig, denn jedermann sah ein, daß erst Ordnung gemacht werden müßte. Die Kommission hatte die Bewohner aller umliegenden Dörfer auf heute in die Stadt beordert; jeder sollte das, was er besaß, an bestimmten Stellen abliefern, und was weiter geschehen würde, das sollte sich finden. Vielleicht hätte die Kommission besser gethan, die Dörfer der Reihe nach in die Stadt zu beordern, als alle auf einmal und an einem Tage. Das schien auch der Leiter der Kommission, der Spezialkommissar des Dreißiger Ausschusses, einzusehen, der schweißtriefend umherlief und vergeblich versuchte, Ordnung zu schaffen. Nun war es aber zu spät, die Sache ließ sich nicht mehr ändern, und man mußte versuchen, so gut und so schlecht

es gehen wollte, mit der Menge vorläufig fertig zu werden.

Mit Hilfe von Jochem Ludder, der Bescheid wußte, lieferte Klaus Jürgen sein Eigentum an die sozialdemokratische Genossenschaft, also an den neuen Staat ab; aber es vergingen Stunden, bis er alles los war, denn es herrschte überall die größte Verwirrung. Auf der Station, wo die Pferde abgeliefert werden sollten, hatte man ihm nach langem Warten seinen magern Gaul abgenommen und auch einen ordentlichen Schein über den Empfang ausgestellt, aber auf der Station, an die das Schlachtvieh abzuführen war, hatte er einen Schein über eine abgelieferte Kuh erhalten, während er doch sein Schwein der großen menschlichen Genossenschaft zugeführt hatte. Den Schlüssel zu seinem Hause war er bald auf dem Bureau der Kommission losgeworden und hatte auch einen ordentlichen Schein über die Ablieferung erhalten. Den Wagen hatte er in einer kleinen Straße stehen lassen, denn er wußte nicht, wohin mit ihm. Behalten mochte er ihn nicht, denn Eigentum war von jetzt an Diebstahl, und wer etwas besaß, ein Dieb, und Diebe ließ die Kommission vorläufig noch, bis Ordnung da war, hängen oder köpfen.

Komm, Mutter, sagte Klaus Jürgen etwas bedrückt zu seiner Frau, wir wollen sehen, wo es was zu essen giebt. Die Kommission muß doch für so viel Menschen gesorgt haben. Mittag ist vorüber, und ich wollte, ich hätte meine sauern Bohnen mit Speck, die mir alle Freitage so gut schmeckten. Wollen mal nach dem Rathause gehen, wo die Kommission ihre Sitzungen hält, da wird man uns Bescheid sagen können.

Als die drei sich dem Rathause zuwandten, wurde ein junges, todblasses Weib vorübergeführt, um abgethan zu werden. Zwei kaum den Knabenschuhen

entwachsene Burschen zogen das Weib nach dem Richtplatze. Sie hatten rote Schärpen um den Leib — die einzige, aber sehr billige Uniform der sozialdemokratischen Soldaten —, und jeder trug ein Magazingewehr und ein langes Messer. Vor einigen Monaten noch hatten sie in der Cigarrenfabrik als Lehrburschen gearbeitet, jetzt dienten sie dem Volke, um die Befehle auszuführen, die dies durch seine Vertreter erließ.

Jesus Christus! schrie die Kätnersfrau, als sie ihre frühere Spielfreundin aus der Schule erkannte, Liese! du? Barmherziger! Was hast du gemacht?

Die beiden bewaffneten Jungen, die zum Glück für Trine Jürgen die Anrufung des Gottessohnes nicht gehört hatten, machten, da sie sahen, daß beide sich kannten, einen Augenblick Halt.

Ich habe, stammelte das elende Weib mit bebenden Lippen, die kleine goldne Kette meines verstorbnen Eduardchen nicht ausliefern wollen und hatte sie versteckt. Ach, nun soll ich eine Diebin sein und sterben!

Ja, lachte einer der schrecklichen Knaben, während er sich eine Cigarre anbrannte, Eigentum ist Diebstahl. Sie hat ja gewußt, daß alles Gold an die Kommission abgeliefert werden soll; da sie die goldne Kette behalten hat, hat sie uns alle darum bestohlen, und der rote Lude hat sie zum Tode verurteilt, denn erst muß Ordnung gemacht werden. Diebe kann die neue Gesellschaft ebenso wenig dulden, wie das reiche und fromme Pack.

Nach diesen Worten hoben beide das Weib, das in die Kniee gesunken war, in die Höhe und zerrten und zogen es weiter. Der Kätner und seine Frau, der das Herz bei diesem Auftritte vor Schrecken still stand, folgten mit ihrem Kinde, das der Vater an der zitternden Hand hielt.

In einem öffentlichen Garten, in dem früher die Schützengilde der kleinen Stadt ihre Schießfeste zu

feiern pflegte, stand ein Fallbeil. Das hatte schon ein tüchtiges Stück Arbeit gethan, denn es war dick mit Blut beklebt, und auf dem grünen Rasen lagen viele Leichen von Männern, Frauen und Kindern; zwischen ihnen die abgehauenen Köpfe. Dorthin wurde die blasse Frau geführt. Einer von den Begleitern gab dem Aufseher bei dem Fallbeil einen Zettel der Kommission, und zwei starke Männer, die sich ihrer Röcke entledigt hatten — denn es war warm und gab viel Arbeit —, faßten von rechts und links das junge Weib, das vor Angst nicht mehr stehen konnte, unter die Arme. Als der Aufseher den Zettel ungelesen in seine Brieftasche stecken wollte, entfiel er seiner Hand, und ein Windhauch führte ihn bis zu Klaus Jürgens Füßen. Der nahm ihn auf, da ihn aber kein Mensch von ihm forderte, so behielt er ihn in der Hand und steckte ihn später in seine Tasche. Es war einer von den Zetteln, wie sie die Kommission hatte drucken lassen, um sich die schwere Arbeit etwas zu erleichtern. Der rote Lude hatte bloß das ausstreichen müssen, was nicht paßte, seinen Namen aber hatte er, denn er war ein gewissenhafter Arbeiter, ordentlich darunter gesetzt.

Im Namen des arbeitenden Volks!

Die vom Volke ernannte Kommission verurteilt ~~den~~ — die — Luise Sehfeldt zum Tode durch das Beil — ~~den Strang~~ —, weil ~~er~~ — sie das Volk bestohlen — ~~belogen~~ — ~~die Feinde des Volks unterstützt~~ hat.

R., den 8. Mai 1901.

Der Spezial-Kommissar
Lude
i. V.

Klaus Jürgen und seine Frau hörten die arme Diebin laut weinen, denn die beiden Männer trugen sie jetzt, die halb ohnmächtig war, an das Fallbeil; beide sahen, wie sie den Kopf zurückwarf und sich wehrte mit ihren magern Armen, dann aber sahen beide weg und steckten vor Grauen und Entsetzen ihre Köpfe in einen blühenden Fliederstrauch hinein, in dem soeben ein Vogel anfing, ein leises Lied zu singen. Vom Fallbeil her ertönte ein wilder Schrei, dann rollte das blutende Haupt des Weibes auf die Erde, das eine Diebin gewesen war, weil sie ein goldnes Kettchen ihres verstorbnen Kindes nicht an die menschliche Gesellschaft hatte ausliefern wollen.

Der Kätner nahm seine Frau und seinen Jungen, die beide heftig weinten, an die Hand und führte sie aus dem Garten. Seid still, raunte er ihnen leise zu, um Gottes willen seid still! Dann zog er sie nach dem Rathause.

Dort war eine große Menschenmenge versammelt, und auf dem Balkon des Rathauses stand der Spezialkommissar, ein früherer Maurer, ein Mann in den besten Jahren, gut gekleidet und gut genährt. Der fing eben an zu reden und sagte:

Liebe Brüder und Schwestern! Die Kommission hat mit den nichtswürdigen Reichen und Pfaffen, Dieben und Frömmlern, die alle dem armen Arbeiter das Brot vom Munde wegstehlen, soviel zu thun, daß sie heute nicht für euch sorgen kann. Geht in die Häuser hinein, denn euch gehören sie! Nehmt, was ihr findet, denn allen gehört alles, und eßt und trinkt euch satt und fröhlich. Morgen soll das weitere folgen. Heute aber haben wir noch viele, viele Arbeit.

Ein donnerndes Hurra antwortete auf diese Rede, und nun stürzte alles wild durcheinander davon, denn jeder wollte gern der erste in einem guten Hause sein.

Klaus Jürgen war eben im Begriff, sich mit seiner Frau und seinem Jungen ein Obdach zu suchen, als

sein Schwager mit dem roten Lude auf ihn zutrat. Der rote Lude, seiner roten Haare wegen allgemein so genannt, war ein noch junger Mann von großer körperlicher Kraft; er hatte einen Rücken wie ein Stier und ein Paar Fäuste, die ihn bei den Schlägereien, die er früher gehabt hatte, zu einer gefürchteten Person gemacht hatten. Sein Gesicht war nicht gerade unschön, es lag aber ein wilder, grausamer und sinnlicher Zug darauf. Wer dem Mann ins Auge sah, wer ihn lachen hörte, wußte, daß der kein Erbarmen kannte. Wehe dem, der in seine Gewalt fiel!

Als Jochem Ludder seinen Schwager und seine Schwester mit diesem Mitgliede der Spezialkommission bekannt machte, warf der rote Lude einen verlangenden Blick auf das junge, runde und hübsche Bauernweib, und da die neue Regierung nichts dagegen hatte, wenn ein Bruder eine Schwester küßte, so drückte er seine wulstigen Lippen lange auf den roten Mund der jungen Frau, die ihn halb aus Schreck halb aus Furcht gewähren ließ.

Ich besuche euch heute abend, sagte der rote Lude, als er die Kätnerin endlich losgelassen hatte, und werde für gute Verpflegung sorgen. Bruder Jochem Ludder soll mit euch gehen und mir sagen, wo ihr Wohnung genommen habt.

Darauf ging er ins Rathaus hinein an seine Arbeit; denn er hatte noch viel zu thun, da der Spezialkommissar ihm hundert Angeklagte zugewiesen hatte, über deren Schicksal der rote Lude heute noch entscheiden sollte. Da gabs viel Arbeit; denn hundert mal seinen Namen unter ein Todesurteil zu setzen, ist für einen Mann, der wie der rote Lude des Schreibens nicht recht mächtig ist, ein saures Stück Arbeit. Aber was thut ein rechter und echter Anhänger des neuen sozialdemokratischen Staates nicht alles für das allgemeine Wohl?

Der rote Lude also arbeitete fleißig den ganzen langen

Nachmittag hindurch und verurteilte alle hundert Angeklagten zum Tode. Wenn einer bedenkt, daß der rote Lude Ankläger, Verteidiger und Richter zugleich sein mußte, dann wird er begreifen, daß der Abend hereinbrach, ehe die ganze Arbeit gethan war. Zum Glück waren die Verbrechen aller Angeklagten sonnenklar, sodaß die Untersuchungen sehr abgekürzt werden konnten. Der eine hatte das Volk bestohlen, der andre hatte es belogen, ein dritter hatte mit den Feinden des Volkes — zu den Feinden des Volkes gehörte auch der sogenannte „liebe Gott" im Himmel; wer den anrief, war ein Feind des Volkes — geliebäugelt, und so ging es immer abwechselnd in ermüdendem Einerlei der Anklage den ganzen Nachmittag hindurch. Freilich unter denen, die an diesem schönen Frühlingstage ihr Leben lassen mußten (Aufschub gab es nicht; hatte der rote Lude unterzeichnet, dann war das liebe Leben bald zu Ende), unter denen also, die fortmußten, gab es Reiche gar nicht, auch nur wenig Wohlhabende, die Mehrzahl der Verurteilten war armes Volk, das man wohl hätte schonen können und einige Wochen später auch gewiß geschont hätte, wenn nur erst Ordnung gemacht gewesen wäre. Aber die mußte vor allem erst gemacht werden; da gabs keine Milde, keine Schonung, keine Barmherzigkeit.

Die meisten der Verurteilten waren eigentlich mehr dumm als schlecht. Sie hatten nicht begreifen können, daß es in der neuen sozialdemokratischen Weltordnung kein persönliches Eigentum mehr gab. Da war eine alte Frau, die ein weißes Atlaskleid, das noch recht wertvoll war, ihr Ehrenkleid, in dem sie vor vierzig Jahren getraut worden war, versteckt hatte. Warum hatte sie es der Kommission nicht ausgeliefert? Ihre Schuld war es, wenn ihr Haupt fiel, nicht die Schuld der Kommission, die an allen Ecken der Stadt ausdrücklich und wiederholt hatte bekannt machen lassen, daß jeder sein Leben verwirke, der nicht alles abliefere.

Da war weiter ein Schneidergeselle, der partout darauf bestand, seine ersparten Gelder — es waren lumpige hundert Mark — aus der Spar- und Leihkasse zurückzuerhalten. Zehnmal schon war ihm gesagt worden, daß alle Sparkassenbücher null und nichtig und wertlos wären, daß alles Geld, also auch das ersparte, dem Volke gehörte — vergeblich! Der Schneider kam immer und immer wieder auf das Rathaus und fragte nach seinem Sparkassenbuch. Heute war dem roten Lude endlich die Geduld ausgegangen, und er ließ dem unruhigen Schneider den Kopf abnehmen. Nun war der Schneidergeselle ganz ruhig und fragte und klagte nicht mehr um seine Ersparnisse. Und so gings weiter. Dieser hatte einige Goldstücke zurückbehalten, weil ihm das Brot für den kommenden Tag nicht sicher war, jener hatte einen silbernen Becher nicht herausgegeben, ein dritter hatte die Kommission rundweg belogen, einen vierten hatte man in der Dunkelheit aus der Kirche schleichen sehen; dort hatte er gebetet, was er auch zugestanden hatte; kurz, es war meist armes, dummes Volk, das sterben mußte, und starb eigentlich aus keinem andern Grunde, als weil es die neuen Gedanken der neuen Gewalthaber noch nicht ganz begriffen hatte.

Inzwischen ging der Kätner Klaus Jürgen mit seinem Weibe und seinem Jungen, von seinem Schwager Jochem Ludder begleitet, ein Obdach zu suchen. Das fanden sie nach langem Suchen am äußersten Ende des Städtchens in einem halb verfallenen Stalle; denn alle Häuser waren besetzt mit Menschen, und wollten sie in ein Haus hinein, so hieß es: Alles schon besetzt! Weiter gehen! So mußten sie schließlich mit dem Stalle vorlieb nehmen und waren noch froh, daß sie endlich etwas ruhen konnten. Ein Tisch und ein paar Schemel fanden sich auf dem Hofe, und eine Menge Stroh, das in der Nähe lag, sollte ein erträgliches Nachtlager abgeben.

Mittlerweile war es dunkel geworden, und der Kätner machte sich auf den Weg, für seinen dicken

Jungen, der fortwährend vor Hunger heulte, sowie für sein Weib und sich etwas Eßbares aufzutreiben. In manchen Häusern fand er die „Brüder und Schwestern“ still und bedrückt; manche hatten schon gegessen, manche wollten überhaupt nicht essen; in den meisten Häusern jedoch ging es lustig und hoch her. Essen und Trinken schien im Überfluß vorhanden zu sein; wenn der Kätner aber bat, ihm etwas abzugeben — es gehörte ihm ja ebensogut alles, wie allen andern —, dann hieß es, er sollte nur weiter gehen ins nächste Haus, man hätte gerade nur so viel, als man selbst brauchte. Endlich nach langem Suchen erhielt er ein Schwarzbrot und eine Flasche Bier. Damit eilte er zu den Seinen zurück, mußte sich aber fortwährend sagen, daß ers zu Hause besser gehabt hätte, und daß es ein sehr armes Abendbrot werden würde.

Aber es kam viel besser, als Klaus Jürgen gedacht hatte! In seinem armen Quartier fand er seinen Schwager und den roten Lude vor. Die hatten beide einen großen Korb mit guten Sachen gebracht und alles schon ausgepackt. Auf dem Tische lag eine feine Wurst, eine Spickgans, Weißbrot und Butter, ja selbst ein Fäßchen mit Kaviar stand zwischen den leckern Dingen, Kaviar, den früher nur die reichen Leute gegessen hatten; und sogar drei Flaschen Champagner blitzten mit ihren goldnen Köpfen im Schein der Lichter, die auf dem Tische standen, dem überraschten Kätner entgegen. Sein Junge war schon bei der Arbeit, die einem gesunden Bauernjungen die liebste ist, und kaute mit vollen Backen. Das Kätnerweib aber stand schweigend und mit finsterm Gesicht am Tisch.

Nachdem Klaus Jürgen sich bei dem roten Lude für all die Herrlichkeiten bedankt hatte, verließ dieser mit Jochem Ludder den Stall. Der flüsterte im Gehen seiner Schwester schnell ins Ohr: Sei doch nicht dumm, Trine! Es ist für uns alle besser, du thust ihm den Willen! dann folgte er lachend seinem Freunde.

Na, Mutter, rief der Kätner, dessen Gesicht bei dem schnellen Wechsel seiner Nahrungsverhältnisse glücklich strahlte, jetzt wollen wir uns pflegen! Das nenne ich Wort halten, und wenn so weiter gesorgt wird, wollen wir all das Schauerliche von heute vergessen.

Mit diesen Worten setzte er sich an den Tisch und fing an, zu essen und von dem süßen Schaumwein zu trinken, und hatte es dabei so eifrig, daß er nicht merkte, wie sein Weib nichts aß.

Mutter, rief Klaus Jürgen, als er endlich einmal aufsah, warum ißt du nicht?

Gehört das zu dem neuen Staate, sagte das Weib, ohne die Frage zu beantworten, mit vor Zorn bebender Stimme, daß sich einer des andern Weib nehmen kann? — Jochem Ludder sagt: Jeder Mensch hat jetzt das Recht, seine Triebe zu befriedigen. — Sage, Mann, rief sie fast drohend, wenn nun einer seine Lust an mir befriedigen will, muß ich ihm da zu Willen sein?

Die Knochen im Leibe zerschlage ich dem, der dich anrührt, rief der Kätner und schlug mit seiner schwieligen Faust auf den Tisch, daß die Flaschen klirrten. Das ist von deinem Bruder eine Schlechtigkeit, solchen Unsinn mit dir zu reden!

Das meine ich auch, sagte das Weib, setzte sich hin und aß von dem Schwarzbrot, das ihr Mann mitgebracht hatte; von den Geschenken des roten Lude aber rührte sie nichts an. Ihr Mann achtete nicht darauf, denn er aß und trank, nachdem sein Zorn schnell verraucht war, immer drauf los, und es schmeckte ihm so gut, daß er seine sauern Bohnen mit Speck, an die er den ganzen Tag hatte denken müssen, völlig vergaß.

Er war gerade im Begriff, eine zweite Flasche aufzumachen, als ein bewaffneter Mann in den Stall trat und ihn aufforderte, aufs Rathaus zu kommen, er sollte als Zeuge in einem schweren Fall, der heute

nacht noch abgemacht werden müßte, vernommen werden. Der Kätner, obwohl er sich beim Essen nicht gern stören ließ, erhob sich doch sofort, denn es war ihm eine Ehre, in einer wichtigen Sache als Zeuge vernommen zu werden; vielleicht kam er gar bald selbst in die Kommission. Er setzte schnell seine Mütze auf und folgte dem Boten. Wenns nicht schon dunkel gewesen wäre, und der Kätner es nicht so eilig gehabt hätte, hätte er die drei Männer, die in der Nähe des Stalles standen, sehen müssen; einer von ihnen sah genau so aus wie der rote Lude. Der Kätner aber achtete nicht auf sie.

Auf dem Rathause mußte Klaus Jürgen eine Zeit lang warten, aber das verdroß ihn nicht. Er war früher, als die Monarchie noch bestand, auch einmal Zeuge gewesen und wußte, daß nur immer einer nach dem andern drankommen kann, und daß Zeugen warten müssen. Als er eine halbe Stunde gewartet hatte, trat plötzlich sein Schwager zu ihm und sagte: Ich soll dir sagen, Klaus, daß du heute nicht mehr drankommen kannst. Die Sache ist aufgeschoben. Komm aber ein bißchen herein. Die Brüder von der Kommission essen gerade ihr Abendbrot, da kannst du mitthun.

Der Kätner folgte seinem Schwager, der sehr in seiner Achtung stieg, in ein saalartiges Zimmer, das früher als städtische Kanzlei gedient hatte, wie dies aus den großen Aktenschränken, die an den Wänden standen, hervorging. Hier gings hoch und lustig her. Männer und Weiber, von jedem Teil wohl ein Dutzend, saßen essend, trinkend und rauchend um einen Tisch, auf dem es noch besser aussah als auf des Kätners Tisch in seinem Stalle. Schöne Braten, feine Würste, Fische, Gemüse und Kartoffeln, große Kuchen, alles stand und lag in großer Menge durcheinander auf dem Tisch, dazu Wein und Bier in Dutzenden von Flaschen. Der Kätner mußte sich mit an den Tisch

setzen und miteffen und mittrinken. Vielleicht hätte es ihm hier recht gut gefallen; aber daß die Männer und Weiber gar so ungeniert miteinander verkehrten, gefiel ihm nicht. Klaus Jürgen war kein „Zimperfritzchen“ und hatte mit den Weibern gern seinen Spaß, aber es blieb doch immer in Ehren, und besonders wenn seine Trine dabei war, duldete er keine Redensarten, so sehr er auch sonst ein Freund von kräftigen Witzen war. Seine Tischgenossen, die Kommissionsmitglieder und die anwesenden Weiber, schienen anders als Klaus Jürgen zu denken. Sie saßen einander auf dem Schoß, küßten sich und thaten sonst noch manches, was sich in den Augen des Kätners nicht schickte. Besonders die Weiber, denen der Wein aus den flammenden Augen glühte, trieben es arg und schienen keine Scham zu kennen; und als Klaus Jürgen etwas sah, was einer nicht sehen soll, machte er, daß er fortkam. Satt war er, und einen dicken Kopf hatte er sich nach und nach auch angetrunken; aber das Herz war ihm nicht leichter geworden. Er sagte sich, während er nach Hause lief, daß das so doch nicht würde weiter gehen können; und es verdroß ihn, daß die Kommission für sich selbst besser gesorgt hatte, als für die Tausende von Menschen, die auf ihren Befehl nach der Stadt hatten kommen müssen.

Wie wirds morgen werden? seufzte er und blieb dann stehn, um einen Wagen mit Verurteilten vorüberzulassen, die, von hellen Fackeln umleuchtet, nach dem Richtplatz gefahren wurden, um dort noch abgethan zu werden, wie wirds morgen werden? Ach, wie wirds morgen werden?

Der Kätner Klaus Jürgen hätte sich diesen Seufzer ersparen können, denn heute morgen, als die Sonne über seinem kleinen Acker aufging — es hatte ihm doch einen Stich gegeben, daß er seinen sonnigen Acker verlassen sollte, er hatte sichs aber nicht merken lassen — da hatte er die Sonne zum letzten male aufgehen sehen.

Als der Kätner in den Stall trat, saß an dem Tisch, auf dem die Lichter brannten und die schönen Sachen vom roten Lude noch umherstanden, sein Weib; Arme und Kopf lagen auf dem Tisch, als ob sie schliefe. Sie schien das Kommen ihres Mannes nicht zu bemerken, denn sie rührte sich nicht. An ihrer Seite saß ihr dicker Junge und weinte laut, als er den Vater sah.

Was ist denn hier los? rief Klaus Jürgen und nahm den Kopf seiner Frau besorgt in die Höhe. Da sah er in ein blasses Gesicht, über das langsam die Thränen hinabliefen. Ihr Mund war wie in einem Krampfe fest geschlossen. Sie gab keine Antwort und sah ihren Mann auch nicht an.

Mutter! rief der Kätner, sprich doch! Was ist dir? Aber er erhielt keine Antwort.

Nun erzählte der Junge mit weinerlicher Stimme, der rote Lude mit noch zwei andern wäre gekommen gleich nach dem Weggange des Vaters. Der rote Lude hätte die Mutter umarmt und hätte sie küssen wollen, die Mutter aber hätte ihn fortgestoßen. Dann hätten die drei immer auf die Mutter eingeredet, er hätte aber nichts verstanden. Endlich wäre die Mutter sehr böse geworden und hätte den dreien zugerufen, sie sollten sich fortpacken. Da hätte der rote Lude auf ihn gezeigt — hierbei weinte der Junge laut auf — und zur Mutter gesagt: Ich lasse ihn heute noch aufhängen, wenn du nicht thust, was ich will! Was nun weiter geschehen war, wußte der Junge nicht. Er wäre vor Angst in die Ecke gekrochen. Dann wäre es ganz still geworden, nur die Mutter hätte er leise weinen hören. Einmal hätte er nach der Mutter hingesehen, da hätte sie auf dem Stroh gelegen, und der rote Lude hätte sie in seinen Armen gehalten. Lange hätte das aber alles nicht gedauert. Die drei wären dann wieder fortgegangen, und ihm hätten sie nichts gethan; doch wäre der rote Lude noch einmal zurückgekehrt und hätte in den Stall hineingerufen: Daß ihr mir euerm Alten

nichts sagt! Die Mutter hätte sich dann gleich an den Tisch gesetzt und immerfort geweint.

Als der Junge seine Erzählung geendet hatte, wußte Klaus Jürgen, was geschehen war. Er ergriff eine Axt, die in der Ecke stand, trat vor sein Weib hin und sprach:

Komm, Mutter! Wir wollen helfen Ordnung machen.

Eine Stunde später traf den roten Lude, als er das magere, schmutzige Weib des krummen Mehlhändlers in seinen Armen hielt, ein Schlag mit der Axt in das Genick, daß er nicht mehr Zeit hatte, aufzuschreien, so schnell flog die Seele aus seinem Leibe. In der Verwirrung und in dem Geschrei, das entstand, gelang es dem Kätner Klaus Jürgen, mit seinem Weibe unbehelligt das Rathaus zu verlassen. Sie holten sich ihren dicken Jungen und machten sich sogleich auf den Weg nach ihrer Kätnerei, obgleich ein schweres Gewitter niederging. Aber sie kamen nicht weit. Bewaffnete holten sie ein und machten beide nieder. Der Kätner erhielt einen Schuß durch den Kopf und seine Trine einen Stich mit einem langen Messer in den Rücken. Beide starben auf der Landstraße, während der Donner über sie hinwegrollte, und Blitz auf Blitz vom Himmel herableuchtete. Sie starben dicht bei einander. Ihre Hände hatten sie gefaßt und hielten sich auch im Tode noch fest.

Ihr dicker Junge aber war glücklich in den nahen Wald entwischt.



2

Der Himmel auf Erden im Jahre 1904

Ein Tag aus dem Leben eines freien Arbeiters

Der Winter des Jahres 1904 war sehr streng. Schon seit Wochen herrschte große Kälte, und Tag und Nacht fiel der Schnee vom Himmel. Dazu pfiff ein eisiger Wind über die erstarrte Erde, der die Menschen, die draußen arbeiten mußten, zwang, doppelt fleißig zu sein, um nicht zu erfrieren; denn nicht jedermann hatte einen wärmenden Pelz, und es giebt manche Arbeit, die einer im Pelz nicht gut verrichten kann.

Es ist fünf Uhr morgens. In einem geräumigen Zimmer stehen zwei Betten, ein Tisch und zwei Stühle. Die Wände zeigen keinen Schmuck. Ein großer Kachelofen wartet noch der Feuerung. In dem einen Bette liegt Frau Weber, eine Frau von einigen sechzig Jahren, in dem andern ihr Enkel Fritz Weber, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Beide wohnen in einer größern Stadt in einer der genossenschaftlichen Kasernen, die der neue Staat hat herrichten lassen. Er hat zu diesem Zweck keine neuen Gebäude aufgeführt, sondern die vorhandnen Wohnungen dadurch in gemeinsame Wohnstätten umgewandelt, daß er, soweit das ausführbar war, die Wände von Haus zu Haus, von Straße zu Straße durchbrechen ließ und so eine Verbindung aller Wohnungen mit einander, eine Vereini-

gung von Dutzenden, ja Hunderten von Häusern zu einer großen genossenschaftlichen Kaserne herstellte. Ganze Straßen waren so zu einer Wohnstätte umgewandelt worden. Man hatte sich bemüht, alle Wohnräume gleich zu machen, denn keiner sollte besser oder schlechter wohnen als der andre; das hatte sich aber nicht allgemein durchführen lassen. So mußte der eine in einem großen, der andre in einem kleinen Zimmer wohnen; dieser konnte durch ein großes Fenster auf die Straße blicken, jener mußte durch ein kleines Fenster sehen, wenn er etwas sehen wollte. Das waren keine unerträglichen Unterschiede! Schlimmer war es, was nicht zu vermeiden ging, daß der eine im untern, der andre im obern Stock wohnen mußte. Wer vier Treppen hoch steigen mußte, sah mit neidischen Blicken — denn der Neid war durch die neue Ordnung der Dinge noch nicht abgeschafft — auf den, der zu ebner Erde wohnte. Anfangs hatte man das Los entscheiden lassen, und monatlich waren die Wohnungen gewechselt worden, damit niemand im Vorzug stände. Aber das hatte sich nicht bewährt. Nicht als ob der häufige Umzug aus einer Wohnung in die andre zu umständlich und kostspielig gewesen wäre; das war es nicht, denn ein persönliches Eigentum in den Wohnräumen gab es nicht. Stühle, Tische, Betten und was sonst zur notwendigen Ausstattung eines Wohnzimmers gehörte, lieferte der Staat oder besser: die menschliche Genossenschaft. (Das Wort „Staat“ war nicht beliebt, denn es erinnerte an die frühere Ordnung der Dinge). Wer aus einer Wohnung in die andre zog, nahm nichts weiter mit sich, als die Kleidung und das tägliche Hausgerät: einen Topf, eine Tasse, einen Löffel und dergleichen. Nein, was den monatlichen Wechsel der Wohnungen so unbequem gemacht hatte, war der Umstand, daß mancher den Raum, in dem er einige Wochen gewohnt hatte, lieb gewann und ihn deshalb ungern verließ. Besonders die ältern Männer und Frauen hatten häufig über das

fortwährende Wechseln der Wohnräume geklagt. Da war denn schließlich nichts andres übrig geblieben, als daß die Wohnstättenvorsteher — jede genossenschaftliche Kaserne hatte einen Wohnstättenvorsteher, den die Kaserneninsassen jährlich aus ihrer Mitte wählten — jedem seinen Wohnraum anwiesen. Widerspruch war nicht gestattet. Hätte man ihn gelten lassen, die größte Unordnung wäre entstanden. Nun galt es, sich mit dem Wohnstättenvorsteher gut zu stellen, wenn man eine gute und bequeme Wohnung haben wollte.

Frau Weber und ihr Enkel waren zufrieden. Der Raum, den sie bewohnten, bestand aus einem großen Zimmer, lag im dritten Stock einer frühern Hauptstraße und ließ durch große Fenster für Licht und Luft freien Zutritt. Das Treppensteigen wurde der alten Frau freilich etwas schwer, aber da sie des Morgens fortging und erst am Spätnachmittag von der Arbeit zurückkehrte, brauchte sie täglich nur einmal die Treppen zu steigen. Schlimmer war es, daß in diesem bitterkalten Winter ein empfindlicher Kohlenmangel herrschte, und das Zimmer nur notdürftig erwärmt werden konnte. Die großen staatlichen, oder besser: genossenschaftlichen Kohlenmagazine der Stadt waren nahezu geleert, und Kohlen nur für hohe Certifikate zu haben. Ja man befürchtete, daß die Behörde den Kohlenverkauf bald ganz einstellen würde, um die Feuerung der großen genossenschaftlichen Speiseanstalten, der genossenschaftlichen Büreaus, überhaupt der genossenschaftlichen Anstalten noch möglich zu machen. Leider war die wohlwollende Absicht der Behörde, alle bewohnten Räume der Stadt von einer Zentralheizanstalt aus durch Luftheizung gleichmäßig zu erwärmen, bisher an zu großen technischen Schwierigkeiten gescheitert. Der Gedanke war aber keineswegs aufgegeben worden, vorläufig jedoch mußte noch jedermann die Feuerung bezahlen und seine Wohnstätte selbst heizen, wenn er in kalter Zeit nicht frieren wollte.

Fritz, rief die Alte, es ist sechs Uhr, du mußt aufstehen und das Frühstück holen. Um sieben Uhr beginnt deine Arbeit. Sieh erst noch zu, ob du heute Kohlen bekommst.

Großmutter, entgegnete der Enkel, die Vorsteher der Kohlenmagazine haben gestern erklärt, daß ein Eimer Kohlen drei Stunden-Certifikate kostet. Ich kann mich doch nicht halb tot für einen Eimer Kohlen arbeiten. Da ist es doch besser, ich bleibe im Bette liegen.

Das that er aber nicht, sondern sprang auf und kleidete sich an, dann verließ er das Zimmer. Nach etwa einer halben Stunde kehrte er mit einem großen Napfe gesüßten Kaffees und einem Weißbrot zurück, das er aus der genossenschaftlichen Frühstückshalle seines Viertels geholt hatte, schob einen kleinen Tisch und einen Stuhl an das Bett der Großmutter und setzte das Frühstück auf den Tisch.

Wieviel hast du heute für das Frühstück zahlen müssen? fragte die Großmutter.

Zwei Stunden-Certifikate, gab der Enkel zur Antwort. Die Kohlen sind zu teuer, da ist alles aufgeschlagen. 's ist doch eine tolle Wirtschaft mit den Kohlen! Daß wir in unserm neuen Staate einen Streik haben könnten, hätte vor einem Jahre noch kein Mensch gedacht. Aber ich kanns den Brüdern nicht verdenken.

Hast du Näheres gehört? fragte die Alte.

Die Geschichte ist höchst einfach, erwiderte der junge Mann. Die Brüder, die in den Bergwerken arbeiten müssen — denn freiwillig, weißt du, fährt keiner ein —, behaupten, die Arbeit unter der Erde müsse besser bezahlt werden, als die Arbeit über der Erde, und sie mögen ja auch wohl recht haben; und da verlangten sie für jede Stunde Arbeit zwei volle Stunden-Certifikate, während alle andern Arbeiter über der Erde, gleichviel welche Arbeit sie verrichten, für jede Stunde Arbeit immer nur ein Stunden-Certifikat erhalten. Natürlich hat unsre Regierung die

Forderung abgelehnt, denn es ist ja unser erster Grundsatz in unserm neuen Staate, daß jede Arbeit, Kopfarbeit und Handarbeit, leichte Arbeit und schwere Arbeit gleich bezahlt wird. Und dann, Großmutter, wenn die Forderung ausnahmsweise bewilligt worden wäre, hätten die Arbeiter unter der Erde noch einmal so flott leben können, als die Arbeiter über der Erde, und das geht doch nicht! Denn, setzte er spöttisch hinzu, gleiches Recht für alle! Es darf keiner lustiger sein als der andre. Nun haben die Bergarbeiter gestreikt, und die Kohlen werden von Stunde zu Stunde rarer.

Aber, fragte die Alte, wovon leben nun die Bergarbeiter? Wer in unserm neuen Staate nicht arbeitet, der muß doch verhungern!

Wovon sie leben, Großmutter? erwiderte der Enkel, sie leben von ihrem Verdienst. Keiner ist bei den Bergwerken geblieben. Wer hätte sie auch zwingen können, zu bleiben? Nach allen Himmelsrichtungen sind sie auseinandergegangen. Nun pfeif sie einer! Arbeit finden sie überall. Sie brauchen sich ja nur an irgend einem Orte bei dem Ortsvorsteher zu melden, dann muß ihnen Arbeit gegeben werden, denn jeder in unserm neuen Staate hat das Recht auf Arbeit. Es ist dieselbe Geschichte, wie mit den Seefischern im Anfang des Winters. Die, die den Fischfang verstanden, wollten für die Stunde, die sie in Wind und Wetter draußen auf dem Meere zubrachten, besser bezahlt werden als die Schuster, die hinterm warmen Ofen ihren Pechdraht ziehn. Natürlich konnte die Behörde darauf nicht eingehn. Da sind die Fischer einfach verduftet! Such sie einer! Die Behörde hat dann andre Brüder, die in ihrem Leben noch kein Meer gesehen hatten, auf den Seefischfang kommandiert. Erinnerst du dich noch, wieviel böses Blut es machte, als damals zwanzig Fischerboote kenterten, und die armen Brüder alle ertranken? Da hat die Behörde

den Seefischfang ganz eingestellt. — Großmutter, rief er wehmütig, ich wollte, ich könnte wieder einmal einen ordentlichen Hering essen oder eine fette Flunder! — Neugierig aber bin ich, fuhr er nach einer Pause fort, was aus dem Krempel mit den Kohlen noch werden wird.

Was hast du heute für Arbeit? fragte die Alte.

Natürlich wieder Kloaken reinigen! Das ist nun schon die zweite Woche, daß ich diese Sauarbeit thun muß. Andre haben bessere Arbeit bekommen, aber mich und den frühern Pastor Friedel, den von der frühern Hauptkirche, hat der Vorsteher nicht wechseln lassen.

Du hättest, sagte die Großmutter, dem Vorsteher nur sagen sollen, daß du den Geruch nicht vertragen kannst.

Hab ich auch, und der frühere Pastor auch! Aber der Vorsteher sagte, wir müßten uns fügen, es ließe sich nicht anders einrichten, und wenn die Behörde auf die Nasen der Brüder und Schwestern Rücksicht nehmen wollte, würde die Schweinerei überhaupt nicht mehr fortgeschafft werden. — Es ist doch zu ärgerlich, daß ich die Arbeit, die ich gern thäte, nicht bekomme. Als ich mich für mein altes Handwerk meldete, hieß es: Kannst du schneidern? Kannst du schustern? Schuster und Schneider können wir noch brauchen, Tischlerleute nicht, davon haben wir mehr als genug! Und ich hätte doch so gern wieder mit der Säge und mit dem Hobel gearbeitet.

Hab nur Geduld, tröstete die Alte, es ist nur gut, daß du überhaupt Arbeit hast. Das ist doch ein Segen in unserm neuen Staate, daß jeder sein Recht auf Arbeit hat.

Ja, antwortete der Enkel, das ist schon wahr; aber daß ich zwei Monate lang habe die Straßen kehren müssen, und daß ich jetzt die Stinkgruben reinigen muß, weil es keine andre Arbeit giebt, da schlag ein Donnerwetter drein! Aber, fuhr er ruhiger fort, was

will man machen? Arbeiten muß man, sonst kann einer verhungern, und gehorchen muß man auch, sonst kanns noch schlimmer kommen.

Damit ging er und ließ die Großmutter allein, die erst um neun Uhr an ihre Arbeit ging. Die Alte galt noch als arbeitsfähig und arbeitete in einer der großen genossenschaftlichen Speiseanstalten. Dort mußte sie in der Küche Kartoffeln schälen oder andre Küchenarbeit verrichten. Sie hatte einen gutmütigen Arbeitervorsteher, der ihr die vollen Arbeitsstunden bescheinigte, auch wenn sie einmal eine halbe Stunde, statt zu arbeiten, ihre müden Hände ruhen ließ.

Fritz Weber erreichte bald seine Arbeitstätte. Es war die Senkgrube einer der großen genossenschaftlichen Kasernen, die heute geleert werden mußte. Es war noch finster und bitterkalt. Sein Mitarbeiter, der frühere Pastor Friedel, und der Arbeitervorsteher hatten sich bereits eingefunden; denn Pünktlichkeit war die erste Bedingung bei der Arbeit. Der Arbeiter, der fünf Minuten zu spät zur Arbeit kam, wurde, wenn er sich bei seinem Arbeitervorsteher nicht glaubwürdig entschuldigen konnte, den ganzen Tag von der Arbeit ausgeschlossen und verlor damit einen ganzen Tageslohn. Die Notwendigkeit dieser Strenge sah man allgemein ein, denn ohne Pünktlichkeit und Ordnung hätte der neue Staat nicht bestehen können. Fritz Weber wäre beinahe zu spät gekommen, denn schon hatte der Vorsteher, in Pelz und Pelzstiefel gekleidet, die der Staat lieferte, dem Arbeiter Friedel das Zeichen zum Beginn der Arbeit gegeben. Da beide Arbeiter keine Pelze hatten — der Staat konnte natürlich nicht jedem Arbeiter einen Pelz liefern —, so griffen sie fleißig ihre Arbeit an, um sich warm zu machen, und arbeiteten, als ob sie zweimal für eine Stunde bezahlt würden.

Man wird sich vielleicht wundern, daß zwei Arbeiter einen Arbeitervorsteher hatten — früher hätte man

ihn Aufseher genannt —, aber das war ganz in der Ordnung; denn es kam in dem neuen Staate vor allem darauf an, daß jeder auch wirklich arbeitete und nicht etwa faulenzte. Der fleißige Arbeiter sollte es gut, sehr gut, der faule Arbeiter schlecht haben. Wer zehn Stunden täglich arbeitete, erhielt seine zehn vollen Stunden-Certifikate, wer nur zwei Stunden arbeitete, zwei Stunden-Certifikate, und da alles mit Certifikaten, ganzen, halben und viertel Stunden-Certifikaten bezahlt wurde, so konnte natürlich der fleißige Arbeiter gut leben, der faule Arbeiter mußte schlecht leben. Alte und schwache und kranke Leute, kurz alle, die der Bezirksarzt für arbeitsunfähig erklärte, erhielten aus den staatlichen Speiseanstalten kostenlos die zu ihrer Erhaltung notwendige Nahrung. Das gab, wie man sich denken kann, viele Unbequemlichkeiten, Ungenauigkeiten und auch manche Ungerechtigkeiten. Daher sollten große Anstalten errichtet werden, in denen alle arbeitsunfähigen Leute gemeinsam wohnen und auf Staatskosten gemeinsam ernährt werden sollten. So weit war man aber noch nicht gekommen.

Die Bezahlung mit Certifikaten, d. h. mit Arbeitsbescheinigungen — Geld gab es nicht mehr, weder gemünztes Geld noch Papiergeld — war vortrefflich. In dem neuen Staate bezahlte jedermann, was er brauchte, mit Certifikaten, d. h. mit Bescheinigungen über die von ihm geleistete Arbeitszeit, oder, sagen wir es einfacher, er bezahlte mit seiner Arbeit. Alles: Essen und Trinken, Kleider, Röcke, Hosen, Westen, Stiefel und Schuhe, auch das Vergnügen, nur nicht die Wohnung, die der Staat frei hergab, kurz alles wurde mit Certifikaten bezahlt. Die Sache hatte nur einen Haken gehabt und zwar einen sehr großen. Wenn nämlich ein Arbeiter fleißig arbeitete, sparsam und häuslich lebte, so mußte er schließlich in den Besitz einer großen Anzahl von Certifikaten kommen, er mußte nach Jahr und Tag das werden, was man früher einen reichen

Mann genannt hatte. Wenn ein Arbeiter sich jährlich tausend Certifikate ersparte, besaß er dann nicht nach zehn Jahren zehntausend Certifikate? War er dann nicht besser gestellt, als der Arbeiter, der keine Certifikate erspart hatte? Dann brauchte er nicht mehr zu arbeiten und konnte herrlich und in Freuden leben, er konnte spazieren fahren, während die andern laufen mußten, er konnte faulenzen, und die andern mußten arbeiten, und er konnte feine Weine trinken und feine Cigarren rauchen, während andre Wasser trinken und, wenn sie rauchen wollten, schlechten Tabak rauchen mußten!!! Was wäre die Folge gewesen? Man hätte bald wieder den Gegensatz zwischen arm und reich gehabt. Das mußte vermieden werden, mit allen Mitteln vermieden werden. Der Staat war ein Staat von Arbeitern. Es gab nur Arbeiter, und sollte in Ewigkeit auch nichts andres mehr geben als Arbeiter, und zwar Arbeiter, die alle gleiches Recht, gleiche Pflichten, gleiche Freuden, gleiche Lasten, gleiche Genüsse, ja, wenns ging, auch gleiche Schmerzen haben sollten. Nur um alles in der Welt keine Ungleichheit mehr! Nur nicht wieder den verfluchten Gegensatz zwischen arm und reich, diese Quelle alles Elends unter den Menschen! Da war man denn auf einen ebenso glücklichen wie einfachen Ausweg gekommen. Am ersten jedes Monats wurden neue Certifikate ausgegeben, die Certifikate des abgelaufenen Monats waren dann ungültig und wertlos. Am 31. März konnte sich jemand beispielsweise für dreißig blaue März-Certifikate einen schönen Rock kaufen, zwölf Stunden später bekam er auch nicht eine Stecknadel mehr dafür, denn im April galten nur die roten April-Certifikate.

Da natürlich verfallene und ungiltig gewordene Certifikate niemals gegen giltige umgetauscht wurden, so war die Folge dieser sehr weisen Maßregel zunächst die gewesen, daß keiner mehr arbeitete, als er zum augenblicklichen Leben unbedingt nötig hatte. Es

wurde recht viel gefaulenzt, und wer fleißig arbeitete aus Trieb zur Arbeit, der verschlemmte am Schluß des Monats seine Certifikate, um für seine Arbeit doch etwas zu haben. Das Faulenzen und das Schlemmen konnte sich in dem neuen Staate jedermann leisten; natürlich mußte er sich beides, so eigentümlich das auch klingt, erarbeiten, denn dem Faulenzen und dem Schlemmen mußte doch immer die Arbeit vorangehen. So hatte auch hierin der einfache Arbeiter dasselbe Recht, das früher nur die reichen und vornehmen Leute gehabt hatten, und die Möglichkeit, daß es noch einmal Reiche geben könnte — dieses verdammte Pack, das alles Unglück über die Welt gebracht hatte —, war für immer ausgeschlossen.

Wie aber, wenn der Staat eine Arbeit herstellen lassen mußte, er aber keine Arbeiter dafür fand? Für diesen Fall konnte nach dem bestehenden Gesetz der Staat die Arbeiter der Reihe nach zur Arbeit zwingen; denn es hieß in dem Arbeitsgesetz im § 12 wörtlich: Zu der Arbeit, die die Vertretung der menschlichen Genossenschaft (die Behörde) für notwendig erklärt, kann sie durch ihre Organe, d. h. durch die Vorsteher die Brüder und die Schwestern — „Bürger und Bürgerinnen" war als dumme Nachahmung der französischen Revolution verworfen worden — der Reihe nach zur Arbeit zwingen.

Ein großer, vielgerühmter Vorzug in dem neuen sozialdemokratischen Staate war das ungeheure Heer von Beamten, oder wie sie eigentlich genannt wurden, von Vorstehern. Ihre Zahl ging in die Hunderttausende. Man hat ausgerechnet, daß von den erwachsenen Menschen immer der sechste Mensch ein Vorsteher war. Da gab es in jedem Orte: Arbeitervorsteher, Wohnstättenvorsteher, Verkehrsvorsteher, Wohlfahrtsvorsteher, Gemeinde- und Viertelvorsteher, es gab Konsum-, Wahl- und Ordnungsvorsteher, Küchen- und Tischvorsteher, Certifikaten-Ausgabestellen-Vorsteher,

Büreauvorsteher und Schulvorsteher, kurz: jede nur denkbare Thätigkeit, jedes Haus, jedes Dorf, jede Stadt, alles hatte seinen Vorsteher. Über den Vorstehern standen die Obervorsteher, die die Vorsteher beaufsichtigten und kontrollierten, noch höher hinauf kamen die Generalobervorsteher, die Parlamentsvertreter, die Oberparlamentsvertreter, die Generaloberparlamentsvertreter u. s. w. Es war ein außerordentlich vielseitiger, vielfach verschlungener, aber doch höchst einfacher, praktischer und notwendiger Organismus. Die wichtigsten Vorsteher waren die Arbeitervorsteher. Ihre Macht war ungeheuer. Kein Beamter der frühern Zeit hat je eine ähnliche Gewalt ausgeübt. Die Arbeitervorsteher allein bescheinigten dem Arbeiter die von ihm geleistete Arbeitszeit. Die Certifikaten-Ausgabe-Büreaus, deren es natürlich ebenfalls eine große Anzahl gab, gaben nur gegen die schriftlichen und persönlich gemachten Angaben der Arbeitervorsteher die Certifikate aus, die diese dann den Arbeitern aushändigten. Die Angaben der Arbeitervorsteher hatten unwiderrufliche, nicht anfechtbare Giltigkeit. Da sie allein die geleistete Arbeitszeit bescheinigten, so hatten sie demnach auch allein zu entscheiden, ob jemand, und wie viel Certifikate — früher hatte man das Arbeits- oder Tagelohn genannt — er erhielt. Ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß eigentlich die Arbeitervorsteher allein bestimmten, ob jemand gut oder schlecht leben konnte. Mit seinem Arbeitervorsteher mußte man sich gut stehen, wenn einem die neue Ordnung der Dinge gefallen sollte. Natürlich erhielten die Arbeitervorsteher selbst keinen andern Lohn als die Arbeiter, die sie beaufsichtigten. Für jede Stunde Aufsicht ein Stunden-Certifikat. Sie selbst wurden wieder, wie bereits gesagt, durch Obervorsteher beaufsichtigt, denn auch sie, die Arbeitervorsteher, sollten nur essen und trinken, wenn sie arbeiteten; ihre Arbeit war eben die Auf-

sicht. Man kann sich denken, wie begehrt ein solcher Posten war. Überhaupt war das Amt eines Vorstehers das Ziel aller Wünsche eines Arbeiters.

Es ist erklärlich und durchaus natürlich, daß eine ebenso gesunde als vielseitige Einrichtung der Kontrolle jeglicher Arbeit in dem großen Arbeiterstaate in den ersten Jahren ihres Bestehens einige Mängel zeigen mußte. Etwas vollkommenes giebt es nicht auf Erden, und wo viel Licht ist, muß auch viel Schatten sein; das war immer so und wird immer so bleiben, und an dieser Thatsache hatte auch die neue Ordnung der Dinge nichts ändern können. Da hatten, um von vielen Fällen ein Beispiel herauszugreifen, eines Tages zehn Holzfäller im Walde Holz zu fällen gehabt. Jeder Arbeiter hatte angeblich zehn Stunden gearbeitet, und der Arbeitervorsteher hatte demnach hundert Stunden-Certifikate beantragt und auch erhalten. Es kam aber heraus, daß die ganze Gesellschaft kaum zwei Stunden gearbeitet hatte, die übrige Zeit hatten die Brüder unter den grünen Bäumen gefaulenzt. Jeder Arbeiter hatte somit nur Anspruch auf zwei Stunden-Certifikate. Sie hatten sich aber geeinigt, ihrem Arbeitervorsteher für den Mann zwei Certifikate abzutreten, wenn er jedem volle zehn Arbeitsstunden bescheinigen würde. Darauf war der Arbeitervorsteher auch eingegangen. Am Abend strich er für seine Arbeit zehn Certifikate ein und dazu zwanzig der Arbeiter, von denen jeder immer noch sechs Certifikate mehr erhielt, als er verdient hatte. So hatte der Arbeitervorsteher also an einem Tage den Lohn für dreißig Stunden Arbeit erhalten, obwohl er nur zwei Stunden gearbeitet hatte. Da er guten Rotwein liebte, so befand er sich in der glücklichen Lage, sich einen kleinen Weinkeller anzulegen, und da er sich eines Tages betrank und er ein Schwätzer war, so kam die Geschichte an den Tag, und er wurde abgesetzt. Die Certifikate aber waren ausgegeben, und der gute Rotwein war ausgetrunken.

Doch kehren wir zu unsrer Erzählung zurück!

Die beiden Arbeiter Fritz Weber und der frühere Pastor Friedel hatten etwa eine Stunde gearbeitet, als der Pastor ohnmächtig wurde und hinfiel. Die widerlichen Ausdünstungen der Senkgrube hatten den ohnehin nicht starken Mann zu Fall gebracht. Der Arbeitervorsteher brachte ihn mit Hilfe von Fritz Weber ins Bewußtsein zurück und entließ ihn dann mit der Bescheinigung, daß er scheinbar arbeitsunfähig geworden wäre. Mit diesem Scheine begab sich Friedel zum Bezirksarzte, der ihn untersuchte, da er aber keinen körperlichen Fehler an ihm fand, ihn sofort zur Arbeit zurückschickte. Da der arme Kerl die Arbeit nicht wieder aufnehmen wollte, weil sie ihm zu widerlich war, andre Arbeit ihm aber nicht zugewiesen werden konnte, so mußte er den Leibriemen etwas enger schnallen, denn er besaß kein einziges Certifikat mehr, mußte also hungern. Die eine Stunde Arbeit konnte ihm der Arbeitervorsteher nicht bescheinigen, da nach § 15 des Arbeitsgesetzes den ganzen Tageslohn verlor, wer grundlos die Arbeit verließ. Zu seinem Glück traf Friedel einen alten Freund, der die Tasche voller Certifikate hatte und, da der Monat zu Ende ging, damit räumen mußte. Der schenkte ihm ein paar von den wertvollen Dingern, und so konnte sich Friedel wenigstens vorläufig vor Hunger schützen.

Fritz Weber arbeitete bis zwölf Uhr, dann machte er Feierabend, holte sich seine wohlverdienten fünf Stunden-Certifikate und ging nach Hause, um sich umzukleiden. Als er dies Geschäft besorgt hatte, verließ er seine Wohnung und begab sich nach der großen, im Mittelpunkt der Stadt liegenden öffentlichen „Staatsspeiseanstalt," wo jedermann sein Mittagessen, wenn er überhaupt eins einnehmen wollte, einnehmen mußte. Privatspeiseanstalten gab es nicht, ebensowenig Volksküchen, Gastwirtschaften und dergleichen. Der Staat — wir wollen den vorgeschriebnen und von jedermann

gebrauchten Ausdruck „allgemeine menschliche Genossenschaft“ seiner Länge wegen nicht anwenden —, der Staat also stellte das Essen für jedermann her. In den Haushaltungen wurde nun nicht mehr gekocht. Arbeiter und Arbeiterinnen fanden, wenn sie von der Arbeit kamen, den Tisch gedeckt, und da der Staat nichts an dem Essen, das er verabreichte, zu verdienen brauchte, so konnte sich jedermann billig ernähren. Eine Sorge: Was werden wir essen, was werden wir trinken? gabs für den Arbeiter nun nicht mehr.

Auf dem Wege nach der Speiseanstalt trat ein junger Mann auf Fritz Weber zu, streckte ihm die Hand entgegen und rief: Kennst du deinen alten Freund aus der Schule noch?

Wo kommst du her, Konrad Wilberg? rief Fritz Weber freudig überrascht aus.

Direkt aus dem Auslande, sagte der Freund. Mich hats nicht länger in der Ferne gehalten. Ich muß sehen, wies hier aussieht, und wie euch allen der neue Rock steht, den euer neuer Staat euch angezogen hat.

Wo in aller Welt, fragte Fritz Weber, hast du in den Jahren gesteckt, daß wir uns nicht gesehen haben?

Als die große Umwälzung losging, gab der Freund zur Antwort, floh ich nach Amerika, denn ich sollte geköpft werden, weil ich als kleiner Zeitungsjunge in frühern Jahren Bücher gegen die Sozialdemokratie verkauft hatte. Jetzt kehre ich zurück, da jetzt jedermann hier frei leben kann, um Bürger dieses neuen wunderbaren Staates zu werden.

Das kannst du, entgegnete Fritz Weber, wenn du zwanzig Jahre alt bist und mindestens drei Monate bei uns gearbeitet hast. Nimm vorläufig bei mir Wohnung.

Der Freund legte seinen Arm in den Fritz Webers und sagte: Ich nehme dein Anerbieten mit Dank an. Du wirst mich am besten mit den neuen Verhältnissen bekannt machen können. Erlaube mir, daß ich dich

fleißig frage, denn mir ist hier alles neu und vieles unbegreiflich.

Gern werde ich deinen Wunsch erfüllen, antwortete Fritz Weber; aber du wirst hungrig sein. Es ist Mittag, komm, wir wollen essen gehen.

Beide begaben sich hierauf eilenden Schritts, denn es herrschte ein heftiges Schneetreiben, nach der Staatsspeiseanstalt, die sie bald erreichten.

Zunächst führte Fritz Weber seinen Freund in die Halle der Zweistündler, so genannt, wei ldas Mittagsessen hier zwei Certifikate kostete. Etwa die Hälfte der Tische dieser Halle war besetzt, und zwar waren es fast nur ältere Männer und Frauen, die hier in bunter Ordnung Platz genommen hatten.

Alle, die du hier siehst, sagte Fritz Weber zu seinem Freunde, während beide Arm in Arm durch den hohen und weiten Raum schritten, können oder wollen nicht viel arbeiten, sie müssen also mit einem einfachen Essen zufrieden sein; manche auch sparen am Mittagsessen, um auf diese Weise mehr auf ihre Kleidung oder auf das Vergnügen verwenden zu können; denn unsre Behörde läßt jedem Einzelnen die größte Freiheit: wer gut essen will, kann gut essen, wenn ers bezahlen kann, und wer sich putzen will, kann sich putzen, wenn ers bezahlen kann, und wer hungern will, kann hungern bis zum Umfallen.

Mich dünkt, unterbrach ihn der Freund, daß diese Freiheit die Menschen früher auch hatten; hier kann ich einen Fortschritt der neuen Ordnung der Dinge gegen die alte nicht erblicken.

Fritz Weber schien diese Bemerkung zu überhören. Komm, sagte er, dort an jenem Tische wird soeben aufgetragen. Du kannst sehen, was es giebt.

Beide näherten sich dem Tische, wo Aufwärter große Näpfe mit einem Gemengsel von Erbsen und Kartoffeln und große Schüsseln mit gepökeltem Schweinefleisch auftrugen. Die Speisen dufteten appetitlich, und Män-

ner und Frauen langten meist tüchtig zu, denn ein jeder konnte essen, soviel er wollte.

Das Essen, sagte der Freund zu Fritz Weber, sieht recht gut aus, aber ich finde den Preis etwas hoch. Wenn man annimmt, daß ein Arbeiter täglich im Durchschnitt acht Stunden arbeitet, er also einen Tagelohn von acht Stunden-Certifikaten verdient, und wenn man weiter erwägt, daß in der letzten Zeit der alten Ordnung der Dinge ein Arbeiter bei achtstündiger Arbeitszeit im Durchschnitt vier Mark täglich verdienen konnte, dann kommt in den frühern Geldverhältnissen ein Stunden-Certifikat etwa dem Werte einer halben Mark gleich. Das Mittagsessen hier würde also, in dem frühern Geldwert gesprochen, eine Mark kosten, und das scheint mir ein teurer Preis zu sein. Auch will es mir ungerecht erscheinen, daß eure Behörde den Arbeiter zwingt, wenn er ein Mittagsessen einnehmen will, mindestens den vierten Teil seines täglichen Verdienstes darauf zu verwenden.

Du darfst, gab Fritz Weber zur Antwort, nicht vergessen, daß wir nur für das Essen, das Trinken, die Kleidung und das Vergnügen zu zahlen haben. Wir haben die Wohnung frei, und Steuern giebt es bei uns nicht. Da kann einer sehr wohl den vierten Teil seines Verdienstes auf das Mittagsessen verwenden. Und was den Zwang anbelangt, daß ein jeder, wenn er überhaupt zu Mittag essen will, mindestens für eine Mark, um den frühern Ausdruck zu gebrauchen, zu Mittag essen muß, so ist das eine sehr weise Bestimmung unsrer Behörde; denn jeder Mensch muß, wenn er bei Kräften bleiben soll, einmal am Tage gut und kräftig essen.

Warum mögen die beiden Männer dort, unterbrach ihn der Freund, indem er auf zwei ältere Männer zeigte, die vor fast leeren Tellern saßen, so wenig essen?

Weils ihnen nicht schmeckt, oder weil sies nicht ver-

tragen können, erwiderte Fritz Weber; sie habens beide früher besser gehabt.

Warum essen sie aber nicht in den Hallen, in denen es bessere Kost giebt?

Das wird ihnen wohl zu teuer sein. Viel arbeiten können beide nicht mehr, denn sie sind nicht mehr jung und sind kränklich. Ich kenne sie beide. Der eine, der mit der krummen Nase, war früher ein steinreicher Bankier; er ist jetzt Schreiber hier in der Küchenverwaltung, und der andre hatte früher eine Speisewirtschaft in einem Kellerlokal und soll viel verdient haben; er sägt jetzt täglich ein paar Stunden Holz für die menschliche Genossenschaft, da er andre Arbeit nicht versteht. Die armen Kerle!

Warum nennst du sie arme Kerle? fragte der Freund.

Beide, gab Fritz Weber zur Antwort, haben in der Zeit, als Ordnung gemacht wurde, ihre Söhne verloren. Sie können sich beide in die neuen Verhältnisse nicht finden. Die sind freilich, setzte er lachend hinzu, auch mehr für uns Junge, als für die Alten.

Es wundert mich nur, sagte der Freund, daß die alten Leute, die sich in euerm neuen Staate unglücklich fühlen, und denen dies neue Leben hier nichts Verlockendes mehr bieten kann, nicht lieber ihrem Leben ein Ende machen, als so aussichts- und freudlos weiter zu vegetieren.

Machen auch viele, erwiderte Fritz Weber; viele aber hoffen im stillen, daß es noch einmal wieder so werden wird, wie es früher war. Aber das ist natürlich ganz unmöglich.

Sag mal, Fritz, fragte der Freund und blieb stehn, sag mal ehrlich: fühlst du dich jetzt glücklicher als früher?

Mich mußt du danach nicht fragen, entgegnete Fritz Weber, denn ich habe es früher auch gut gehabt, weil ich mein Handwerk verstehe und immer gern ge-

arbeitet habe. Früher konnte ich gut essen, gut trinken und einen guten Rock tragen, und auch für mein Vergnügen hatte ich immer noch ein paar Mark übrig. Das kann ich jetzt alles auch. Es wäre ja auch alles gut jetzt, fuhr er leise fort, wenn nur der verfluchte Zwang nicht wäre. Alles wird einem von oben herab vorgeschrieben, alles: hier mußt du essen, hier mußt du trinken, hier mußt du schlafen, hier mußt du wohnen. Wozu der verfluchte Zwang? Es heißt in unserm neuen Verfassungsgesetze gleich im ersten Paragraphen: Das Wohl des Einzelnen und das Wohl aller fordert, daß der Einzelne sich dem Ganzen und das Ganze sich dem Einzelnen unterordne. Verstehst du das? Ich verstehe das nicht; aber damit kommen sie uns nur, wenn sie uns das Wörtchen „du mußt" verständlich machen wollen. Ich sage dir, manchmal kommt mirs vor, als säßen wir alle in einem großen Zuchthause, in dem keiner thun darf, was er will. Aber, fuhr er ruhiger fort, es wird wohl nicht anders gehn, und gut ist es nur, daß es andre auch nicht besser haben. Da ist mein früherer Meister, so ein Faulsack! Saß der Kerl — er hatte eine Kunsttischlerei — den ganzen Tag in seiner Arbeitsstube, hockte über seinen Zeichnungen und qualmte eine Cigarre nach der andern, während wir Arbeiter in der Werkstatt unsre acht Stunden täglich sägen, hobeln und raspeln mußten. Wahr ists: der Kerl konnte wundervolle Zeichnungen machen, und alle Welt hat sich über unsre Arbeiten gefreut; aber, siehst du, das hat uns früher immer so wütend gemacht: der Meister strich den Hauptverdienst ein, und wir, die wir seine Gedanken ausgeführt hatten, wir mußten mit sechs und sieben Mark Tagelohn zufrieden sein. Jetzt hat ers, das Faultier! Nun muß er arbeiten wie wir und verdient auch nicht mehr. — Doch komm, fuhr er fort, wir wollen jetzt zu den Dreistündlern gehn, und bei den Fünfstündlern wollen wir essen,

denn ich lasse heute was draufgehn, und überdies ist in wenigen Tagen der Monat zu Ende, da heißts seine Certifikate mit Genuß loswerden!

Die zweite Halle, die Halle der Dreistündler genannt, weil das Mittagsessen hier drei Certifikate kostete, fanden die Freunde spärlich besucht. Hier gabs zwei Braten, unter denen man die Auswahl hatte, und außerdem Kartoffeln und geschmortes Backobst.

In der dritten Halle jedoch, wo das Mittagsessen fünf Certifikate kostete, waren fast alle Tische besetzt, meist von jungen und kräftigen Männern und Frauen. Die beiden Freunde fanden noch zwei leere Sitze und ließen sich das Essen auftragen. Hier gab es:

Bouillon mit Sago
Ragout fin in Schalen
Brechbohnen mit Rinderzunge
Kalbsbraten mit Kartoffeln
Käse und Kuchen.

An allen Tischen ging es lustig und laut zu, denn viele tranken Wein, manche sogar Champagner. Auch Fritz Weber ließ eine Flasche Champagner kommen, der bald die zweite folgte.

Was kostet so eine Flasche? fragte der Freund.

Fünf Certifikate, erwiderte Fritz Weber; wir haben jetzt einen zehnstündigen Arbeitstag vertrunken. Das thut aber nichts, denn wir haben keine Sorgen und brauchen für niemand zu sorgen, und wenn wir alt und schwach werden, muß der Staat für uns sorgen.

Wie sorgt eure Behörde, unterbrach ihn der Freund, für die alten und arbeitsunfähigen Leute, und wer gilt als alt und arbeitsunfähig?

Ob einer alt ist und ob einer arbeitsunfähig ist, erwiderte Fritz Weber, entscheiden die Bezirksvorsteher und die Bezirksärzte. Die ganze Sache mit der Versorgung der alten, kranken und arbeitsunfähigen Leute ist noch nicht gut eingerichtet. Es kommen, besonders

mit den alten Leuten, noch zu viel Ungerechtigkeiten vor; aber wir sind ja mit unsern Einrichtungen noch nicht fertig, und alles kann unmöglich gleich gut sein. Später sollen alle Personen, die das fünfzigste Lebensjahr erreicht haben, gleichviel ob sie noch arbeitsfähig sind oder nicht, nicht mehr arbeiten, und sollen den größern oder geringern Rest ihres Lebens in besondern Kasernen für alte Leute zubringen, wo sie auf allgemeine Kosten gefüttert werden sollen und nichts weiter zu thun brauchen, als zu faulenzen. Na, mich sollen sie einmal da nicht hineinkriegen, ich denke mir, das muß ein langweiliges Leben werden, und wer noch nicht verrückt ist, kanns dann noch werden. So lustig fuhr er nach einer Pause fort, wie es heute hier zugeht, findest du es übrigens nicht alle Tage; aber am Schluß des Monats sind hier immer alle Tische besetzt, weil jeder mit seinen Certifikaten aufräumen will. Sieh dir doch den Mann dort einmal an, den mit dem schwarzen Bart, das ist ein Arzt; der hats gut, der braucht nicht zu arbeiten und erhält doch seinen Lohn.

Wies? rief der Freund, in euerm Staate? Ist das möglich, daß einer nichts thut und doch Arbeitslohn erhält?

Ja, entgegnete Fritz Weber, mit den Ärzten ist das gleich von Anfang an ein schlimmes Ding gewesen. Wie sollte denen ihre Arbeit gerechnet werden? Sollte nur die Dauer ihrer Krankenbesuche als Arbeitszeit gelten? Dann wären sie zu schlecht weggekommen. Oder sollte man ihre Bezahlung den Kranken überlassen, die ihre Hilfe brauchten? Das ging auch nicht, vor allem deswegen nicht, weil die Ärzte dann in vielen Fällen ihre Arbeit besser bezahlt erhalten hätten, als wir andern Arbeiter. Alle Arbeit aber muß gleich bezahlt werden, denn keiner arbeitet für sich, sondern jeder arbeitet, gleichviel was er arbeitet, stets nur für das allgemeine Wohl. Und das schlimmste

wäre gewesen: die Ungleichheit hätte dann wieder angefangen, die aber muß mit allen Mitteln vermieden werden. Bezahlt mußten die Ärzte aber werden und zwar nach Arbeitsstunden, wie alle Arbeiter. Da ist man auf einen sehr einfachen Ausweg verfallen: die Ärzte müssen zu jedem Kranken gehn, den ihnen der Bezirks- oder Wohnungsvorsteher bezeichnet. Ob sie nun oft oder selten in Anspruch genommen werden, Tag oder Nacht, man rechnet ihnen allen ein für alle mal den Tag zu zwölf Arbeitsstunden, und jeder Arzt erhält somit täglich zwölf Certifikate. Von dem Kerl da will sich keiner kurieren lassen, denn er kuriert alles mit Wasser. Der kann nun alle Tage herrlich und in Freuden leben und braucht nicht den Finger zu rühren.

Der Mann müßte nach meiner Meinung, erwiderte der Freund, als Arzt abgesetzt werden und sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdienen.

Das würde wohl auch längst geschehen sein, antwortete Fritz Weber, aber der ganze Kram mit den Ärzten hat so wie so in einigen Jahren ein Ende. So lange mag der Schafskopf noch mitgefüttert werden.

In einigen Jahren ein Ende?

Ja, weil keiner mehr Doktor studiert, und weil überhaupt nicht mehr studiert wird. Unsre Führer haben alles versucht, die Universitäten — du weißt doch, daß früher die hohen Schulen für die Ärzte, Richter, Pfaffen und Naturforscher so hießen — zu halten; sie haben aber keine Universitätslehrer gefunden. Die gelehrten Herren wollten für ihre geistige Arbeit, wie sie das nannten, mehr Lohn haben als wir andern Arbeiter; und das geht nicht, wie du weißt, da unser Staat alle Arbeit gleich bezahlen muß. Anfangs hat man einige Brüder zwingen wollen, gelehrt zu sein, denn nach § 12 unsers Arbeitsgesetzes kann unsre Behörde zu der Arbeit, die sie für gemein-

nützlich und notwendig hält, jedermann zwingen. Das hat aber nichts geholfen, auch dann nicht, als man ein paar von den gelehrten Brüdern hat köpfen lassen. Wer entwischen konnte, ist ins Ausland entwischt. Nun stehn die hohen Schulen leer. Aber das schadet nichts. Die Krankheiten, sagen unsre Führer, sind die Folge des Reichtums einzelner gewesen, und die Wirkung der Ungleichheit unter den Menschen. Mit der Zeit, sagen sie, werden die Krankheiten ganz aufhören. Dann brauchen wir die Doktors so wie so nicht mehr.

Am obern Ende der Halle erhob sich in diesem Augenblick ein wilder Lärm. Wütende Stimmen hallten durch den Raum, Flüche ertönten, Gläser klirrten. Eine Gesellschaft von Männern und Frauen war sich in die Haare geraten.

Paß Achtung! rief Fritz Weber seinem Freunde zu, was du jetzt sehen wirst, hast du noch nie gesehen.

Beide erhoben sich und traten näher, mit ihnen die Mehrzahl der Tischgenossen, die um den Knäuel der wild mit einander ringenden Menschen einen Kreis bildeten. Mit Flaschen, Stühlen und Stöcken hieben Männer und Weiber auf einander los, Blut floß, und am Boden wand sich ein scheinbar schwer verwundeter Mann.

Platz! Platz! erdröhnte es durch die Halle, und durch die Menge, die bereitwillig zurückwich, schritt eilend ein Mann mit einer roten Mütze auf dem Kopfe. Um den Leib trug er eine weiße Schärpe, und in der Hand hielt er einen kleinen metallenen Stock. Es war der Wohlfahrtsvorsteher oder Ordner der Halle. Er trat mitten in den Tumult hinein, setzte den Metallstab an den Mund und ließ drei scharfe Pfiffe ertönen. Wie mit einem Zauberschlage legte sich der Lärm, einer ließ von dem andern ab, und nur die drohenden Blicke der Männer und Weiber, die zerrissenen Röcke, die aufgelösten Haare und die blutenden Köpfe zeigten, daß hier kein Friede herrschte.

Hinaus! rief der Mann und wies nach der Thür, hinaus!

Willig folgten Männer und Weiber, die sich an dem Kampfe beteiligt hatten, diesem Befehl, und in ein paar Minuten hatten alle die Halle verlassen. Lachend und scherzend suchten die Zurückgebliebnen ihre Tische wieder auf, um das unterbrochene Mittagsmahl fortzusetzen.

Das nenne ich aber Gehorsam der Obrigkeit gegenüber! rief bewundernd der Freund, als er und Fritz Weber wieder Platz genommen hatten. Früher hätten zehn Schutzleute nicht ausgereicht, um die Streitenden zu trennen. Das ist das erste, was mir bei euch wirklich gefällt. Aber wie in aller Welt hat eure Behörde solch blinden Gehorsam, der sich auch in der Leidenschaft des Kampfes noch bewährt, fertig gebracht?

Alter Freund, erwiderte Fritz Weber, die Sache ist höchst einfach. Unser neuer Staat geht von der Ansicht aus, daß Verbrechen nicht möglich sind, wenn ein jeder gleiches Recht hat, und wenn jedermann den Vorstehern oder, da diese nur den Staat, das heißt die menschliche Genossenschaft vertreten, der menschlichen Genossenschaft gehorcht. Gleiches Recht haben wir alle, und gehorchen müssen wir, sonst gehts uns übel. Siehst du, wer einmal dem Vorsteher nicht gehorcht hat, der erhält einen Ordnungsruf; der wird schriftlich in das große Protokollbuch der menschlichen Genossenschaft eingetragen, und gleichzeitig erhält der Schuldige einen kleinen Schnitt mit dem Messer auf seine rechte Backe. Eine kleine Schnittnarbe auf der rechten Backe ist das sichere Zeichen, daß einer einmal seinem Vorsteher gegenüber ungehorsam gewesen ist. Wenn er zum zweitenmal ungehorsam gegen einen Vorsteher ist, erhält er einen zweiten Ordnungsruf und einen zweiten Schnitt, und ist er zum drittenmal einem Vorsteher gegenüber ungehorsam gewesen, so

wird er um etwa zwanzig Centimeter kürzer gemacht und zwar von oben nach unten. Ich sage dir: das hat gewirkt! Wir haben alle einen ganz fabelhaften Dampf vor unsern Vorstehern. Früher hieß es: Wir fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt! Jetzt heißt es: Wir fürchten unsre Vorsteher, sonst nichts auf dieser Welt! Die Sache ist aber sehr gut, denn wir brauchen nun keine Gesetzgeber mehr, keine Richter, keine Staatsanwälte, keine Rechtsverdreher, und wie die Geldfresser sonst geheißen haben mögen. Prozesse giebt es auch nicht mehr. Was hat das alles früher für Geld gekostet!

Da haben aber, rief der Freund, eure Vorsteher eine ungeheure Gewalt in ihren Händen! Wenn so ein Vorsteher einem Arbeiter nicht wohl will, kann er ihm das Gesicht schön zieren und ihn, ohne daß ein Hahn darnach kräht, ins Jenseits befördern!

Ja, entgegnete Fritz Weber, unsre Vorsteher sind unsre Götter, und mit Göttern muß man sich gut stellen, wenn man lange leben will. Ich hatte einen Freund, der nun schon im Grabe ruht, der hatte nichts gethan und mußte doch ins Gras beißen, weil sein Arbeitervorsteher dreimal seinen Ungehorsam gegen ihn bescheinigt hatte. Und warum? Beide liebten dasselbe Mädel, das den Arbeitervorsteher nicht mochte. O, es war eine furchtbare Gemeinheit, und wir haben den Kerl auch nicht wiedergewählt, als seine Zeit um war!

Ihr wählt also eure Vorsteher selbst?

Gewiß! Unsre Vorsteher werden von uns alle Jahre, manche auch alle halben Jahre gewählt. Männer und Frauen sind wahlberechtigt und wahlfähig. Wir haben eine ganze Menge von weiblichen Vorstehern. Natürlich haben wir geheime Wahl, aber man muß doch sehr vorsichtig sein; denn meistens bekommt einer heraus, wer für und wer gegen ihn gestimmt hat.

Mir scheint, daß bei euch eigentlich keiner seines Lebens sicher ist.

Nein, sicher ist einer nicht, ob er lange leben wird, aber wußte denn das früher ein Mensch? Es läßt sich übrigens nicht anders machen, das sehen wir alle ein. Wenn nicht blinder Gehorsam und blutiger Zwang herrscht, ist die neue Gesellschaft in kurzer Zeit verloren. Freiwillig gehorchen wir Menschen nun einmal nicht, im Zwange ist das anders. Übrigens macht sich auch niemand allzuviel aus seinem Leben.

Wie ist das möglich? rief der Freund.

Ja, siehst du, gab Fritz Weber zur Antwort, wer in unserm neuen Staate fleißig arbeitet, der hat es ja gut, und wir haben auch eigentlich keine Sorgen, und für das Amüsement wird auch nach Möglichkeit von unsrer Behörde gesorgt; aber auf die Dauer ist so ein Leben doch furchtbar langweilig. Immer und immer wieder dasselbe! Immer und immer wieder: Du mußt, du mußt! So jahraus jahrein das lange, liebe Leben lang, keine Aussicht, daß man es einmal noch besser haben kann, als mans so schon hat, keine rechte Freude an seiner Arbeit! Und dann, einen Menschen, den man wirklich lieb hat, für den man arbeiten und sorgen möchte! Ich sage dir, es ist schrecklich langweilig hier auf Erden geworden, und ich habe schon manchmal gedacht: es ist doch wohl besser, es hat einer Sorgen, als es hat einer keine Sorgen.

Du widersprichst dir, unterbrach ihn der Freund, vorhin rühmtest du es als einen besondern Vorzug euers neuen Staates, daß ihr keine Sorgen habt, und jetzt machst du ein Gesicht, wie ein Leichenbitter, weil dir die Sorgen fehlen. Das verstehe ein andrer! Nur möchte ich gern wissen, inwiefern der Arbeiter denn jetzt glücklicher leben soll, als unter der frühern Ordnung der Dinge! Doch ich werds ja wohl noch erfahren.

Sag mal, fuhr er fort, als Fritz Weber schwieg, ob die Männer und Frauen, die sich hier geprügelt haben, nun wirklich ruhig nach Hause gegangen sind?

Fällt ihnen nicht ein! gab Fritz Weber lachend zur Antwort; draußen haben sie die Keilerei ohne Zweifel fortgesetzt, wenn es ihnen nicht zu kalt geworden ist.

Aber dann, rief der Freund aus, hätten sie sich ja ebenso gut hier ausprügeln können!

Gewiß, aber hier hätten sie uns andre gestört. Prügeln können wir uns in unserm neuen Staate, so viel wir wollen, nur darf keiner damit der Gesellschaft lästig fallen. Wenn die übrigens draußen die Keilerei wieder anfangen sollten und dabei dem Wohlfahrtsvorsteher der Straße in die Hände geraten, und der seine drei Wohlfahrtspfiffe ertönen läßt, müssen sie wieder aufhören und nach der nächsten Straße ziehen. Dort kanns dann aufs neue losgehen, wenn sie sich nicht mittlerweile beruhigt haben. Ich kann dir sagen, die Einrichtung ist wirklich gut, und da niemand ein Messer oder sonst ein scharfes Instrument bei sich tragen darf, so kanns allzu schlimm nie werden. Freilich meiner alten Großmutter ist es neulich schlecht genug ergangen! Kommt da so ein besoffener Rüpel auf sie zu und schlägt ihr mit der Faust ins Gesicht, daß ihr das Blut aus Mund und Nase läuft. Als ich auf ihn zuspringe und ihn bei der Gurgel fasse, pfeift auch schon ein Wohlfahrtsvorsteher, und ich muß von ihm ablassen. Als ich dem Kerl folgte, um es ihm in der nächsten Straße auszuzahlen, kam er mir aus den Augen. Meine alte Großmutter hat sich heute noch nicht von dem Schlage dieses verfluchten Rüpelbruders erholen können.

Giebts denn, warf der Freund ein, bei euch kein andres Mittel, solch einen brutalen Kerl zu bestrafen, als die Selbsthilfe? In den andern Staaten werden die Brutalitätsverbrecher ganz gehörig bestraft. Überhaupt möchte ich gern wissen, wie bei euch die Ver-

brecher, wie Diebe, Räuber, Mörder bestraft werden? — Oder giebts die Sorte nicht mehr?

Es kommen wohl Diebstahl, Raub und Mord und auch andre Verbrechen bei uns noch vor; aber ich glaube, seltner als früher, doch weiß ich darüber nichts Bestimmtes. Von der Bestrafung derer, die solche Verbrechen begehen, kann in unserm neuen Staate natürlich keine Rede sein, nur von ihrer Besserung. Wäre eine Bestrafung nicht das größte Unrecht? Sie sind ja nicht schuld, daß sie Verbrecher wurden, sondern der frühere Staat mit seinen verrotteten, kranken Zuständen, mit seinen unheilvollen Gegensätzen zwischen reich und arm hat sie krank gemacht, oder, wenn dir der Ausdruck besser paßt, zu Verbrechern gemacht. Je mehr sich unser neuer Staat befestigt, je mehr wir alle in ihn hineinwachsen, um so seltner müssen die Verbrechen der frühern Zeit werden, ja schließlich werden alle Verbrechen, wie ja auch alle Krankheiten — was sind sie andres als Reste, Nachwirkungen der frühern Zustände? — völlig verschwinden müssen.

Aber was macht ihr denn mit euern Verbrechern? So lange es noch solche giebt, müßt ihr sie doch unschädlich machen! Ihr könnt doch einen Menschen, der einem andern seine Certifikate gestohlen oder ihn gar totgeschlagen hat, nicht mehr frei umherlaufen lassen! Der muß doch zunächst verhindert werden, in seiner Weise fortzufahren. Ihr habt doch noch Zuchthäuser?

Zuchthäuser? rief Fritz Weber erstaunt, Zuchthäuser? Das Wort verstehen wir garnicht mehr. Z u c h t s c h u l e n giebt's schon, aber keine Zuchthäuser!

Zuchtschulen?

Ja, das sind Staatsanstalten, in denen die Verbrecher — wir nennen sie übrigens nicht so, sondern irre geleitete Brüder und Schwestern — eine Zeit lang sich aufhalten müssen. Dort hören sie Vorträge über die Gesetze unsers neuen Staates, über die Pflichten des Einzelnen und über die Pflichten aller, über den

Begriff des Schädlichen und des Nützlichen, über das Wesen des Gemeinwesens, über die natürlichen Triebe, die menschliche Vernunft, die Unmöglichkeit der Existenz eines Gottes u. s. w. Nach einiger Zeit müssen sie dann eine Prüfung ablegen, und wenn sie diese bestehen, werden sie der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben, um ihr fortan nur noch als nützliche Glieder anzugehören.

Vortrefflich, rief der Freund, ausgezeichnet! Weißt du, lieber Junge, um diese Einrichtung müssen euch alle gebildeten Völker der Erde beneiden. Daß die Menschen nicht früher auf diesen einfachen Ausweg verfallen sind: die verbrecherischen Anlagen und Triebe ihrer Mitmenschen durch Vorlesungen und Prüfungen zu beseitigen! Wahrhaftig, es ist das reine Ei des Columbus!

Fritz Weber merkte, daß das Lob seines Freundes nicht ernst gemeint wäre. Er schwieg daher, überzeugt, daß dem Freunde mit der Zeit schon das rechte Verständnis für die neue Ordnung kommen würde.

Als die beiden Freunde ihr Mittagsmahl beendet und den Kaffee eingenommen hatten, zündeten sie sich eine Cigarre an, und Fritz Weber überlegte, wie er den Nachmittag am angenehmsten mit seinem Freunde verbringen könnte, denn arbeiten mochte er nun nicht mehr.

Ich schlage dir vor, sagte er zu seinem Freunde, der behaglich den blauen Rauch einer guten Cigarre von sich blies, wir spielen jetzt ein paar Stunden Billard, und zum Abend gehen wir in eins unsrer genossenschaftlichen Gesellschaftshäuser. Bei dem rauhen Wetter ist an einen Spaziergang, den ich dir sonst vorgeschlagen hätte, doch nicht zu denken.

Der Freund war mit diesem Vorschlage einverstanden. Beide suchten die an die Eßhallen stoßenden Billardsäle auf, und da beide gute Spieler waren, unterhielten sie sich dort einige Stunden sehr angenehm.

In eins eurer genossenschaftlichen Gesellschaftshäuser wollen wir gehen? fragte in einer Spielpause der Freund; habt ihr deren viele, und was giebts denn dort Schönes zu hören und zu sehen?

Wir haben im ganzen vier Gesellschaftshäuser, die der Staat für das Vergnügen seiner Arbeiter unterhält. In dem einen wird ein Schauspiel, in dem andern ein Konzert gegeben, das dritte ist ein großes Bierhaus — übrigens das einzige in der Stadt —, und in dem vierten wird getanzt. Privatvergnügungshäuser giebt es nicht. Wer sich amüsieren will, muß es in den Staatsanstalten thun.

Das soll ein lustiger Abend werden, rief der Freund; wenn dirs recht ist, gehen wir zuerst in das Theater, dann tanzen wir ein paar Stunden, und wenn wir uns müde und durstig getanzt haben, schließen wir mit einer kleinen Kneiperei.

Fritz Weber lachte laut auf. Du thust wirklich so, als ob wir noch den alten Himmel auf Erden hätten. Nein, lieber Junge, so fett fiedelt der Fuchs in unserm neuen Himmel nicht. Entweder das Theater, oder das Konzert, oder das Bierhaus, oder das Tanzhaus! Wir dürfen an einem Abend nur eins von den vieren besuchen.

Das ist ja aber eine unerträgliche Vormundschaft, die eure Behörde ausübt, rief der Freund aus, seid ihr Arbeiter denn kleine Kinder, denen man den ganzen Kuchen nicht vorsetzen darf, weil ihr euch sonst den Magen verderben würdet? Warum dieser Zwang?

Du redest, entgegnete Fritz Weber, wie dus verstehst. Ein Zwang ist es freilich, aber ein sehr heilsamer! Würde unsre Behörde uns uneingeschränkte Freiheit bei unsern Vergnügungen lassen, dann würden Hunderte und Tausende es täglich so machen, wie du vorhin vorschlugst. Und was wäre die Folge davon? Hunderte und Tausende würden in einer Nacht ihren schönen Arbeitslohn von Tagen und Wochen verjubeln,

und am andern Morgen würden sie zu faul zum Arbeiten sein. Und dann, was hätten wir schließlich dann? Ein faulenzendes Proletariat, wie es früher eins gab. Tausende würden faulenzen und bloß an ihr Vergnügen denken. Was würde das für eine Last werden! Alle Verbrechen würden wieder in Blüte kommen! Was aber das schlimmste wäre, wir hätten bald wieder zwei Menschenklassen — ordentliche Arbeiter und faulenzende Proletarier. Das ist aber so schlimm, als wenn wir Reiche und Arme hätten. Das faulenzende Proletariat, sagen unsre Führer, ist noch schlimmer als der Reichtum. Folglich — —! Geschimpft wird freilich genug über die Beschränkung der persönlichen Freiheit, aber gehorcht wird trotz allen Schimpfens doch. Alle verständigen Menschen sehen übrigens ein, daß unsre Behörde recht thut, wenn sie uns den Kuchen, um dein Beispiel zu gebrauchen, nur stückweise in den Mund steckt.

Wie will aber, rief der Freund, eure Behörde es verhindern können, daß einer nicht alle vier Gesellschaftshäuser in einer Nacht durchmacht?

Sehr einfach, alle vier Lokale werden um 7 Uhr abends zugleich geöffnet und eine halbe Stunde später geschlossen. Niemand kann dann mehr hinein, und um 10 Uhr hört in allen Gesellschaftshäusern das Vergnügen auf, und ein jeder geht nach Hause.

Unerhörte Vormundschaft! Unerhörter Zwang! rief der Freund aus. Wenn nun einer sich durstig getanzt hat, was soll er dann trinken?

Wasser, gab Fritz Weber lachend zur Antwort, Wasser ist ein sehr gesundes Getränk, und unsre Behörde erlaubt jedem Arbeiter davon zu trinken, so viel er will und wann er will. Unsre Behörde übt hier gar keinen Zwang auf uns aus. Und dann, fuhr er lachend fort, hübsch nach Hause gegangen, die Bettdecke ordentlich über die Löffel gezogen und ordentlich geschlafen, damit man am Morgen wieder fleißig ar-

beiten kann und gesund bleibt und ein langes Leben hat. Übrigens kann sich jeder zu Hause so viel Bier und Wein halten, wie er will, wenn ers bezahlen kann, und wer nach 10 Uhr abends sich bekneipen will, kanns thun, aber nur in seinem Hause.

Was kostet denn nun so ein Gesellschaftsabend?

Das ist sehr verschieden und wird monatlich von unsern Gemeinde- und Bezirksvorstehern bestimmt. In diesem Monat kostet der Besuch des Theaters zwei Certifikate, der des Konzerthauses ein Certifikat, und wer das Bier- oder Tanzhaus besuchen will, hat je ein und ein halbes Certifikat als Eintrittspreis zu erlegen.

Das scheint mir nicht zu teuer, bemerkte der Freund, doch im Bierhause, glaube ich, muß euer Staat tüchtig zusetzen. Je mehr da einer trinkt, um so billiger kommt ihm das Glas Bier zu stehen. Da giebts wohl alle Abende viel Bezechte?

Ja, lachte Fritz Weber, die giebts schon. Aber wir haben in unserm neuen Staate jetzt den „leisen Suff" eingeführt, so nennen wir das Ding, und das ist wirklich gut.

Den leisen Suff?

Nach unsern Gesetzen darf einem Angetrunkenen weder Bier noch Wein — Schnaps giebts überhaupt nicht mehr — verabreicht werden. Wer nun den großen Durst hat und einmal ordentlich einpumpen will, muß sich hüten, den Eindruck eines Angetrunkenen zu machen, sonst giebt der Tischvorsteher — jeder Tisch im staatlichen Bierhause hat einen Vorsteher — dem Ausschankvorsteher ein Zeichen, und dann giebts nichts mehr. Da muß nun einer, der sich einen Haarbeutel antrinken will, ganz still sitzen, darf auch nicht reden, sonst könnte ihn seine schwere Zunge verraten. Wenns einer so macht, dann kann er sich bis an den Rand vollkneipen, und niemand hindert ihn daran.

Da gehts in euerm Bierhause, rief lachend der Freund, wohl meist recht still zu?

Ja, gab Fritz Weber zur Antwort, oft ist es so still, wie früher in einer Kirche, bis einer, der voll ist und das Maul nicht halten kann, aufbrüllt, auf den Tisch haut oder sonst einen Unsinn macht. Der wird dann von den Tischvorstehern an die Luft gesetzt und kann sehen, wie er nach Hause kommt. — Wohin willst du nun heute abend gehen?

Dann wollen wir ins Tanzhaus gehen, entschied der Freund; muß man sich dazu fein machen?

Wie du willst; manche putzen sich, manche nicht. Du wirst viele Männer und Frauen in ihrem Arbeitsanzuge finden. Und nun vorwärts! Es ist Zeit.

Beide machten sich auf den Weg. Das Schneetreiben hatte nachgelassen, und das Wetter schien umgeschlagen zu sein, denn es wehte ein lauer Wind, und von den Dächern fing es an, langsam herabzutropfen.

Nach etwa fünfzehn Minuten erreichten die Freunde ein großes Gebäude, die frühere Hauptkirche der Stadt, die, nachdem man den Turm abgetragen hatte, durch zweckentsprechenden Umbau im Innern in einen ungeheuern Tanzsaal umgewandelt worden war. Alle Kirchen, wie überhaupt alle öffentlichen Gebäude, waren von der Behörde des neuen Staates für genossenschaftliches Eigentum erklärt und zu allgemein nützlichen Zwecken verwendet worden. Niemand nahm daran Anstoß, daß an der Stätte, an der jahrhundertelang das höchste Wesen, das die Menschen der frühern Ordnung „Gott“ genannt hatten, verehrt worden war, daß an dieser Stätte allabendlich lustig getanzt wurde, denn das Tanzen war ja selbst in der frühern Zeit, als es noch einen Gott gab, der jetzt abgeschafft war, keine Sünde. Und wie viel weniger jetzt! Und dann „Sünde“! Ein Wort, für das es heute nur noch ein mitleidiges Lächeln gab. Was war die Sünde denn früher andres gewesen, als eine Erfindung der

Pfaffen, die Menschen zu ängstigen und zu quälen. Alle Wetter! Was waren die Arbeiter doch früher für Dummköpfe gewesen, daß sie sich durch solchen Unsinn hatten schrecken lassen!

Die beiden Freunde entrichteten an der Kasse den festgesetzten Eintrittspreis und stiegen eine breite Treppe empor, die rechts und links mit hohen Topfgewächsen geziert war, dann öffneten sie eine Thür und traten in den ungeheuern Tanzsaal ein. Eigentlich waren es zwei Säle, zwei Teile, die durch hohe Topfgewächse von einander getrennt waren. In der Mitte eines jeden Teiles befand sich ein Podium für die Musiker. Der frühere Chor der Kirche war erhalten geblieben, er diente als Galerie für die, die dem Tanze zusehen, aber nicht tanzen wollten. Viele Nischen in den Seitengängen der frühern Kirche, mit rotem Damast ausgeschlagen und mit künstlichem Laubwerk geschmackvoll geziert, luden zur Ruhe ein. Der ganze Raum machte mit seinen hohen Säulen, seinen großen, bunten Fenstern einen um so schönern Eindruck, als hoch oben von der Decke hunderte von elektrischen Kerzen ihr glänzendes Licht herabwarfen und den gewaltigen Raum in allen seinen Teilen taghell erleuchteten. In buntem Gemisch wogten Männer und Weiber durcheinander, teils schön gekleidet, teils in einfachem Anzuge. Viele waren im Arbeitsrock erschienen; daran schien sich aber niemand zu stoßen.

Du triffst es heute nicht gut, sagte Fritz Weber zu seinem Freunde, während beide Arm in Arm durch die Säle schritten, denn der Tanz hatte noch nicht begonnen, heute ist „Schwesternabend," oder wie du sagen würdest: „Weiberabend." Da gehts immer etwas heftig zu, und man kann sich halbtot tanzen. Heute nämlich fordern die Schwestern die Brüder zum Tanz auf. Du darfst dich darüber nicht wundern, denn unser neuer Staat erkennt grundsätzlich einen Unterschied der Geschlechter nicht an. Ob Mann, ob Weib,

beide haben grundsätzlich gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Nach dem Grundsatz: Gleiches Recht für alle! fordern abwechselnd den einen Abend die Männer, den andern die Weiber zum Tanz auf. Wer nicht tanzen will, geht auf die Galerie. Wer aber hier unten bleibt, muß tanzen, wenn er dazu aufgefordert wird. Das merke dir! Doch komm dort in jene Nische! Der Tanz muß gleich anfangen.

Beide hatten kaum in einer Nische Platz genommen, als ein Trompetenstoß ertönte. Die Männer nahmen auf dieses Zeichen hin auf Stühlen an den Wänden Platz, und nun zogen die Weiber an ihnen vorüber, junge und alte, schöne und häßliche, geputzte und ungeputzte, nicht wenige im groben Arbeitsrock, manche in unsauberm Anzuge mit ungekämmten Haaren und schmutzigem Gesicht und Händen; denn die Obrigkeit stellte es den Brüdern und Schwestern völlig anheim, ob sie sich waschen wollten oder nicht, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß hierin irgend ein Zwang ausgeübt worden wäre. So zogen die Weiber bei den Männern vorüber, hier und dort stehen bleibend, einen Gruß oder ein Witzwort wechselnd, lachend, scherzend, singend. Überall sah man fröhliche Gesichter, wie solche sich ja auch für einen Tanzsaal ziemen. Nach weitern zehn Minuten begann die Musik „Die Weiberfreiheit,“ ein sehr beliebtes Lied, zu spielen. Die Weiber faßten sich bei den Händen und bildeten einen Kreis, und während sie taktmäßig bald das rechte bald das linke Bein in die Höhe warfen, erdröhnte durch die weite Halle der Gesang:

Einen Mann, einen Mann
Schaff ich heute mir noch an!
Er soll mich im Tanze wiegen,
Mag es brechen, mag es biegen,
Er muß ran, er muß ran,
Sonst ist er kein rechter Mann!

Soll dafür an meiner Brust
Finden tausendfache Lust.
Wenn er will, wenn er will,
Halt ich dreißig Tage still.
Einen Kuß, einen Kuß!
Wer nicht will, der muß!

Mit diesen Schlußworten löste sich der Kreis; eine jede flog auf den Mann zu, den sie sich ausgewählt hatte, und küßte ihn. Nun durfte der so gewählte den folgenden Tanz nur mit der tanzen, die ihn geküßt hatte. Als gleich darauf die Musik einen flotten Walzer ertönen ließ, flogen die Paare lustig durch den Saal. Das Bild, das sich jetzt darbot, unterschied sich in nichts von den Tänzen der frühern Zeit, nur ging es lauter und lustiger zu; denn alles sang, jubelte, johlte, schrie und stampfte mit den Füßen. Es war ein Heidenlärm, aber gleichwohl ging alles in Ordnung zu.

Du siehst jetzt wohl, sagte Fritz Weber zu seinem Freunde, denn beide waren sitzen geblieben, da mehr Männer als Frauen erschienen waren, wie weise unsre Obrigkeit gehandelt hat, daß sie hier das Trinken verbietet. Würden alle, die hier herumspringen, auch noch im Sturm sein, es würde einen solchen Lärm geben, daß der alte Gotteskasten zusammenbrechen müßte. — Holla! unterbrach er sich, indem er sich umwandte, was ist denn los?

Durch das Laub der Topfgewächse, die den kleinen Raum von dem Nebenraume trennten, guckte der rote Kopf eines Weibes hindurch, das Fritz Weber mit einer Gerte den Nacken berührt hatte. Lachend bog das Weib die Zweige auseinander und trat zu den beiden Freunden. Es war eine große, breitschultrige Frau von gewaltigem Körperumfang. Sie trug ein grobes Kleid aus Sackdrillich, das ihre vollen Formen zu zersprengen drohten. Arme und Brust waren halb

entblößt; um den Hals hatte sie ein buntes, unsauberes Tuch geschlungen. Sie war nicht gerade häßlich, obwohl sie nicht mehr jung war, doch hatte ihre unförmliche Beleibtheit etwas widerwärtiges. Ihre dicken Lippen und ihre lüsternen Blicke, mit denen sie den jungen Weber fast verschlang, sowie alle ihre Bewegungen verrieten die rohe und ungestüme Sinnlichkeit, die keinen Zwang kennt.

Mein schöner Junge, rief sie Fritz Weber zu, indem sie ihn an sich zog und küßte, du hast dich hier gut versteckt; aber so kommst du mir heute nicht davon! Du sollst mit mir tanzen, bis ich umfalle.

Mit diesen Worten wollte sie den jungen Mann in den Kreis der Tanzenden hineinziehen. Der aber sagte: Müllern, diesen Tanz, bitte ich dich, tanze mit einem andern. Ich will dann den ganzen Abend mit dir walzen, daß du genug haben sollst. Hier, mein Freund Willberg, fügte er hinzu, indem er seinen Freund dem dicken Weibe vorstellte, ist ein Neuling hier, ich will ihn erst ein bißchen belehren, wie er sich benehmen soll. Dann stehe ich aber zu deiner Verfügung.

Wohl auch so ein Weiberhasser wie du, mein hübscher Junge? fragte die Müllern, indem sie Konrad Willberg musterte. Dann hob sie halb drohend halb scherzend ihre fleischige Faust in die Höhe und rief: Aber Wort halten, mein Fritzel! und mischte sich unter die Tanzenden.

Alle Wetter! rief der Freund aus, ist das eine Maschine! Die kann sich für Geld sehen lassen. Ich würde mich hüten, die hier herumzuschleppen.

Geht nicht! erwiderte Fritz Weber, der dicken Müllern darf man nichts abschlagen. Sie hat großen Einfluß in unserm Viertel und wird nächstens wahrscheinlich Bezirksvorsteher. Dann rückt sie in die Reihe unsrer Götter auf, und du weißt, mit Göttern muß man sich gut stellen.

Kennt ihr euch schon lange?

Ich habe früher längere Zeit mit ihr zusammen auf einem Bau gearbeitet. Sie ist die beste Arbeiterin trotz ihres kolossalen Umfangs und arbeitet für zwei und verdient täglich ihre zehn Certifikate. Wers mit ihr hält, kann ein gutes Leben haben.

Dich scheint sie ja besonders aufs Korn genommen zu haben?

Fritz Weber seufzte. Ja, sie hat mir schon zehn mal angeboten, ich sollte sie heiraten. Und ich werde ihr wohl schließlich auch den Willen thun müssen. Sie ist mir nur zu alt und, unter uns gesagt, auch zu stark. Ihre frühern Männer soll sie furchtbar verhauen haben.

Ihre frühern Männer? So ist sie Witwe?

Witwen giebts in unserm Staate nicht. Wir kennen nur ledige und verheiratete Frauen.

Das mußt du mir näher erklären.

Gern. Der Tanz dauert noch einige Zeit, und da alle Schwestern besetzt sind, werden wir nicht gestört. Höre also: In unserm Staate kann jeder Mann mit zwanzig Jahren und jedes Weib mit achtzehn Jahren heiraten. Da Männer und Weiber ganz gleiche Rechte und Pflichten haben, und, wie ich schon sagte, ein Unterschied der Geschlechter bei uns grundsätzlich weder in staatlicher noch gesellschaftlicher Beziehung anerkannt wird, so machen die Weiber bei uns ebenso ihre Heiratsanträge wie die Männer. So kommen alle unter die Haube, und alte Jungfern giebt es nicht mehr. Und wie einfach ist jetzt bei uns eine Eheschließung! Wenn zwei sich heiraten wollen, gehn sie in ein genossenschaftliches Heiratsbureau, wie wir deren sehr viele haben — auch hier im Tanzhause befindet sich eins —, zeigen dem Heiratsbureauvorsteher ihre Karten vor — jeder zwanzigjährige Mann und jedes achtzehnjährige Weib erhält von der Behörde eine Bürgerkarte, wir nennen sie Genossenschafts-

karte — und erklären einfach: Wir wollen uns heiraten. Dann trägt der Vorsteher beide Namen in das genossenschaftliche Eheprotokoll ein und drückt auf jede der beiden Karten ein kleines Siegel, das sogenannte Heiratssiegel. Nun sind beide Mann und Frau und können zusammen wohnen, essen, trinken, zusammen arbeiten, kurz zusammenleben wie ein Paar Eheleute in der frühern Zeit, wenn sie wollen; sie können aber auch, wenn sie das vorziehen, getrennt leben, bleiben aber Mann und Weib. Kosten verursacht weder die Eheschließung noch die Ehe selbst. Beide, Mann und Weib, müssen arbeiten, sind und bleiben auch nach der Eheschließung Arbeiter, und eines hat genau so viel Rechte, Pflichten und Freiheiten wie das andre, und keines hat dem andern gegenüber irgend welche Pflichten zu erfüllen. So lange zwei verheiratet sind, müssen sie sich die eheliche Treue halten, das ist die einzige Pflicht, die eines dem andern gegenüber zu beobachten hat. Bricht eines von beiden die eheliche Treue, begeht es also einen Ehebruch, dann wird der schuldige Teil auf die Dauer von sechs Monaten aus der menschlichen Genossenschaft ausgestoßen; er darf sich während dieser Zeit nicht die Arbeit wählen, ist nicht wahlfähig, nicht wählbar und darf an keinem unsrer öffentlichen Vergnügungen teilnehmen. Diese Strafe ist viel schwerer, als du glauben wirst, und ich kann dir sagen, wer sie einmal gekostet hat, dem vergeht die Lust, zum zweitenmale die eheliche Treue zu brechen. Hier sind wir sittlich jedenfalls besser dran als früher, wo die gemeinsten Eheverbrecher nicht bestraft werden konnten, ja, wenn sie reich waren, noch ihr Ansehen bei den Menschen behielten. Aber mehr noch als die Leichtigkeit, eine Ehe zu schließen, ist die Leichtigkeit zu rühmen, sie wieder zu lösen. Bei uns kann eine Ehe jederzeit wieder gelöst werden, wenn beide Teile das wünschen. Sie haben dann nur auf dem Heirats-

bureau zu erscheinen und zu erklären: Wir wollen unsre Ehe lösen. Dann werden ihre Namen aus dem Eheprotokoll ausgestrichen, das Siegel auf ihren Genossenschaftskarten wird kassiert, und beide sind nun frei und können jederzeit wieder eine neue Ehe eingehen.

Da kann man wohl alle Tage, rief der Freund, eine andre heiraten?

Nicht ganz so! Eine Ehe kann frühestens nach dreißig Tagen wieder gelöst werden; so lange müssen beide zusammen aushalten. Die Einrichtung ist vortrefflich! Unglückliche Ehen giebt es jetzt nicht mehr. Wie viel Elend, Jammer, Schande und Verbrechen sind in frühern Zeiten aus den unglücklichen Ehen entstanden! Und war es nicht ein furchtbares Los, wenn zwei Menschen in dem Glauben, daß sie zu einander paßten, sich fürs ganze Leben gebunden hatten und dann einsahen, daß sie sich in einander getäuscht hatten! Und nun das ganze lange Leben so aneinander geschmiedet zu sein, mit Ekel, mit Widerwillen, mit Qual im Herzen, mit geballten Fäusten neben einander fortleben zu müssen! O, das muß furchtbarer gewesen sein, als im Zuchthause, wo einer doch immer noch die Möglichkeit hatte, daß er seine Freiheit noch einmal wieder erhalten konnte!

Lieber Fritz, unterbrach ihn hier der Freund, du übertreibst. So schlimm ist es in früherer Zeit nicht gewesen. Eine Ehe, die beiden Teilen eine unerträgliche Last war, konnte auch in dem alten Staate gelöst werden. Ich muß freilich zugeben, daß das nicht leicht war, und daß viele die Last einer unglücklichen Ehe lieber ertrugen, als durch ihre Lösung in das Gerede der Leute zu kommen; aber ein allgemeines Übel war die Ehe nicht. Mir will die Sache gar nicht in den Kopf. Jedenfalls kann bei euch von einem Familienleben keine Rede mehr sein.

Wir haben kein Familienleben und brauchen auch

keins, erwiderte Fritz Weber, denn wir sind alle eine große Familie. Übrigens können zwei, die sich lieb haben und zu einander passen, unbehindert ihr ganzes Leben zusammen ehelich verbunden bleiben. Kein Mensch in der Welt hindert sie daran oder zwingt sie, sich zu trennen. Ich kenne viele Ehen, die sehr glücklich sind, in denen beide Teile gar nicht daran denken, sich zu trennen.

Aber die Kinder! rief der Freund, die Kinder! Was wird aus den Kindern?

Die Kinder werden bald nach der Geburt der Mutter genommen und vom Staate in einer Staatsanstalt, die Knaben bis zum zwanzigsten, die Mädchen bis zum achtzehnten Jahre, erzogen. Da es, wie du begreifen wirst, bei unsern schnell wechselnden ehelichen Verhältnissen schwer, ja unmöglich ist, festzustellen, wer der Vater eines Kindes ist, so giebt es wohl eine persönliche Mutter, aber keinen persönlichen Vater des Kindes. Die menschliche Genossenschaft, der Staat, ist der Vater des Kindes, und der Staat hat daher auch alle Pflichten eines Vaters an jedem Kinde zu erfüllen. Sorgen um „Kind und Kegel" giebts jetzt nicht mehr. Was hat so eine junge Brut dem Arbeiter früher für Sorgen gemacht!

Sorgen wohl, unterbrach ihn der Freund, aber doch auch Freuden! Wie wars doch schön in meiner Kindheit, wenn unser Vater von der Arbeit abends müde nach Hause kam, und wir Kinder ihm entgegen sprangen; das eine nahm ihm sein Handwerkszeug ab, das andre brachte ihm Wasser zum Waschen, und der kleinste kletterte ihm auf die Schulter und kraute in seinen Haaren. Und dann setzten wir uns alle an den Tisch, und dem Vater und der Mutter schmeckte es noch einmal so gut, wenn wir alle mitaßen. Und wenn eins müde wurde, kletterte es dem Vater auf den Schoß, und der hielt dann mit der einen Hand ein schlafendes Kind, und mit der andern aß er sein

Abendbrot, und jedesmal, wenn die Mutter uns wegjagen wollte: Ihr Kinder, laßt doch den Vater! Er hat sich für uns alle müde gearbeitet, laßt den Vater doch in Ruhe essen! Dann hieß es immer: Laß doch, Mutter, laß doch, sie habens ja später doch nicht mehr so gut, wie bei Vatern! O, fuhr der Freund wehmütig fort, die stillen, seligen Freuden, die der arme Arbeiter an seinen Kindern hatte, die hat euer neuer Staat ihm genommen? Was hat er ihm denn dafür gegeben? Mir scheint, der arme Arbeiter ist jetzt viel ärmer geworden, als er früher war.

Mag sein, erwiderte Fritz Weber, daß der verheiratete Arbeiter an reinen Freuden verloren hat, dafür hat er aber auch, wie ich schon sagte, an reinen Sorgen verloren. Was mich nicht beißt, das juckt mich nicht. Weder Vater noch Mutter lernen ihre Kinder jetzt recht kennen, denn sie werden der Mutter vom Staate gen ommen, sobald sie sie nicht mehr säugt. Die Eltern lernen ihre Kinder jetzt kaum kennen und daher auch nicht lieben und vergessen sie bald. Sie würden sie nach Jahr und Tag überhaupt nicht mehr wiedererkennen. Früher waren die Kinder im Hause das Band, das Mann und Frau, auch wenn sie sich gegenseitig haßten, wenigstens äußerlich zusammenhielt. Die Kinder machten meist die Trennung einer unglücklichen Ehe unmöglich. Jetzt besteht dieses Band und damit der furchtbare Zwang für die Unauflösbarkeit einer Ehe nicht mehr.

Wie ists aber, warf der Freund ein, wenn nur einer von beiden Teilen die Ehe lösen will, der andre aber nicht, was dann?

Das kommt höchst selten vor, sagte Fritz Weber: denn hat der eine die Geschichte satt, dann mag in der Regel auch der andre nicht mehr. Es wäre dann doch nur die pure Niederträchtigkeit, wenn der eine nicht wieder aus der Ehe herauswollte, die der andre auflösen möchte. Aber auch für solche Fälle ist gesorgt. Wenn die

Lösung einer Ehe an dem Widerstande des einen Teils zu scheitern droht, dann treten die verheirateten Personen des Viertels zusammen und stimmen ab, ob die Ehe gelöst sein soll oder nicht. Stimmt die Mehrzahl mit Nein, dann gilt die Ehe noch einmal dreißig Tage, und ist dann noch keine Einigung erzielt, kommts noch einmal zur Abstimmung, und die Ehe kann, wenn die Mehrzahl der Stimmen dafür ist, noch einmal um dreißig Tage verlängert werden. Nach dieser Zeit aber, also im ungünstigsten Falle nach neunzig Tagen, muß eine Ehe gelöst werden, wenn einer von beiden Teilen es will. Aber, wie gesagt, so weit kommt es in den seltensten Fällen. Unsre Behörde soll übrigens damit umgehn, den Dreißig-Tage-Zwang ganz abzuschaffen und die Lösung einer Ehe überhaupt zu jeder Zeit zu gestatten, wenn einer von beiden Teilen das wünscht. So weit sind wir aber noch nicht.

Wenn du mir nicht böse sein willst, bemerkte der Freund, der mit Verwundrung zugehört hatte, will ich das Ding beim richtigen Namen nennen. So ein Bund bei euch zwischen Mann und Weib ist gar keine Ehe, das ist nichts andres, als eine auf gegenseitiges Übereinkommen gegründete Gemeinschaft zur Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse; aber eine Ehe ist das nicht! Mir scheint, bei euch leben die Geschlechter nahezu in der Gemeinschaft der Tiere, denn die Formen, die euer neuer Staat bei der Schließung und Lösung solcher Gemeinschaft fordert, sind der reinste Popanz und könnten als eine lästige Schranke besser ganz fallen.

Wie du dich ereiferst! lachte Fritz Weber, natürlich hat die Ehe bei uns keinen andern Zweck, als die Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse beiden Geschlechtern in der ihnen zusagenden Weise zu ermöglichen. Welchen Zweck sollte die Ehe denn auch heute noch haben, wo der Staat alle Sorgen für die Kinder und ihre Erziehung übernommen hat? Nur

die Neuheit der Sache ist es, die dein Mißfallen erregt. Siehst du, mit der Ehe ist das gerade so wie mit einem Paar neuen Stiefeln. Du probierst dir ein Paar an, sie scheinen zu sitzen, sie drücken dich nicht und gefallen dir sehr. Nun kaufst du sie, und wenn du mit ihnen in Gang kommst, merkst du, daß sie für dich nicht passen. Sie reiben dir die Füße wund, du läufst dir Blasen und hinkst schließlich jämmerlich in den Dingern herum. Willst du dich nun so lange quälen, bis sie aufgebraucht sind? Du wärst ein schöner Esel, wenn du es thätest. Also ein Paar andre anprobiert! Wieder ein paar Tage gelaufen, und wieder gewechselt, wenn sie drücken! Das machst du so oft, bis du ein Paar findest, das dir gefällt; die behältst du, und wenn sie so hübsch wie angegossen sitzen, und du wie in Butter darin gehst, dann gewinnst du so ein Paar Stiefel ordentlich lieb und putzst sie, daß sie blank werden wie ein Spiegel. So ist es mit der Ehe auch! Man probiert so lange, bis man das richtige, passende Wesen gefunden hat. Dann bleibt man zusammen und lebt so hübsch mit einander in glücklicher Gemeinschaft.

Und du bist auch schon mehreremal verheiratet gewesen?

Ich wars erst zweimal und jedesmal nur einen Monat lang. Vier Wochen hat uns beiden jedesmal die Sache ganz gut gefallen, dann hatten wir einander satt und trennten uns. Siehst du, sagte Fritz Weber, indem er mit der Hand auf eine kleine, hübsche Frau mit schwarzen Haaren zeigte, dort tanzt meine erste Frau. Wir haben uns vorhin herzlich begrüßt, und sie will heute noch mit mir tanzen. Meine zweite Frau war eine große Blondine. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht.

Und die dicke Müllern? fragte der Freund.

Die, gab Fritz Weber lachend zur Antwort, hat sich schon zweimal ihre Genossenschaftskarte erneuern

lassen müssen, weil die Rückseite mit Heiratssiegeln ausgefüllt war, sie soll schon zwanzigmal verheiratet gewesen sein. Sie hat aber, wie sie mir neulich sagte, das Wechseln satt und will sich nun dauernd binden. Wer sie nimmt, braucht nicht zu arbeiten, denn sie arbeitet für zwei. — Wenn sie mich nur in Ruhe ließe! schloß er mit einem Seufzer und sah traurig vor sich hin.

Warum so traurig? fragte nach einer Pause der Freund. Traurige Menschen sollte es doch eigentlich in euerm neuen Staate nicht geben!

Die giebts auch nicht, erwiderte Fritz Weber, aber verliebte, und das ist oft schlimmer oder doch ebenso schlimm wie traurige! Ich will dirs nur sagen: ich bin einem jungen, schönen Mädchen aus unserm Viertel sehr gut, und ich glaube, sie hat mich auch lieb. Wenn ich die bekommen könnte, das wäre die rechte, und wir würden unser Leben lang bei einander bleiben!

Was steht denn eurer Heirat im Wege? fragte der Freund. Wenn ihr euch beide gut seid, so heiratet doch!

Sie darf nicht heiraten, erwiderte Fritz Weber traurig, sie ist von ihrem Bezirksarzte für blutarm erklärt worden, und in unserm Staate dürfen nur ganz gesunde Menschen heiraten, damit die anererbten Leiden nach und nach ganz aufhören. Kranke, schwache und blutarme Weiber dürfen erst nach vollendetem fünfundvierzigsten Jahre heiraten; und ebenso dürfen kränkliche und schwache Männer zwar heiraten, aber nur Frauen, die das fünfundvierzigste Lebensjahr bereits zurückgelegt haben. Du kannst dir denken, warum!

Freie Menschen, rief spöttisch der Freund aus, freie Arbeiter nennt ihr euch? Sklaven seid ihr, willenlose Werkzeuge eurer Vorsteher und Gesetzgeber! Nimm dir nur, fuhr er lachend fort, die dicke Müllern zur Frau, die ist jedenfalls nicht blutarm!

In diesem Augenblick schwieg die Musik. Der Tanz war zu Ende, und die Paare setzten sich in die Nischen. Bald trat die Müllern, hochgerötet und von wildem Tanzen aufgeregt, zu den beiden Freunden, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: Das Donnerwetter! Ich bin so trocken wie eine Sandwüste. Wenn unser neuer Staat nicht bald das Biertrinken hier gestattet, mag ihn der Teufel holen! — Fritzchen, wandte sie sich an ihren jungen, hübschen Nachbar, wenn du mich heute noch heiratest, sollst du das schönste Bier und den schönsten Wein haben, so viel du trinken magst. Ich habe einen ordentlichen Vorrat zu Hause.

Heute wirds noch nicht gehn, entgegnete Fritz Weber kleinlaut, ich habe hier meinen Jugendfreund, den ich seit Jahren nicht gesehen habe, bei mir. Er muß vorläufig mit mir zusammen wohnen.

Die dicke Müllern schien diesen Einwand nicht zu beachten, sie zog den jungen Mann, der nicht zu widerstehen wagte, an ihre Seite und redete leise und eindringlich auf ihn ein. Sie hatte auch bald ihr Ziel erreicht, denn Fritz Weber, der es für gefährlich hielt, es mit einem zukünftigen, allmächtigen Vorsteher zu verderben, sagte: Gut, Müllern, ich thue dir den Willen; aber es bleibt wegen meiner alten Großmutter bei deinem Versprechen, und den nächsten Tanz tanzt du noch mit einem andern. Ich muß mich, setzte er ironisch hinzu, auf die heilige Handlung doch etwas vorbereiten!

Als das dicke Weib sich am Ziel ihrer Wünsche sah, schlang sie, soweit ihre Korpulenz das zuließ, ihre Arme um den jungen Mann und drückte ihre wulstigen Lippen immer wieder auf seinen roten Mund; dann rief sie mit ungemachter Leidenschaftlichkeit: Du bist mir doch mein Liebstes, mein Fritzel! Wahrhaftig, du sollst mit deiner dicken Frau zufrieden sein! Dann ließ sie ihn los, denn die Musik hatte wieder begonnen, und kehrte zum Tanze zurück.

Als sie fort war, rief der Freund: Fritz, ist das dein Ernst? Willst du diesen Riesen wirklich heiraten? Du erstickst ja in ihren Umarmungen! Wie kann ein junger Mann ein Weib heiraten, das beinahe seine Großmutter sein könnte?

Ich muß mich fügen! erwiderte Fritz Weber übellaunig. Die Müllern könnte mir das Leben schön zur Qual machen, wenn sie erst Bezirksvorsteher ist, thäte ich ihr nicht den Willen. Sie ist ein ganz gefährliches Weib, deren Zorn schwerer zu tragen ist als ihre Liebe. Überdies kann ich auch für meine alte Großmutter besser sorgen, wenn ich der Mann der dicken Müllern bin, als wenn ich allein stehe. Meiner alten Großmutter, die, wie ich dir sagte, noch für arbeitsfähig gilt, wird das Arbeiten oft sehr sauer; aber arbeiten muß sie, wenn sie leben will, oder ich müßte täglich zehn bis zwölf Stunden arbeiten, um uns beide erträglich durchzubringen. Das paßt mir aber schlecht! Heirate ich die dicke Müllern, die die beste Arbeiterin ist, die es giebt, dann bringen wir beide es täglich auf sechzehn, ja auch auf achtzehn Certifikate. Davon kann die alte Großmutter mitleben und kann sich ihre müden Knochen ausruhen. Ich habs der Müllern vorhin gesagt, daß wir von unserm gemeinsamen Verdienst täglich einige Certifikate an die Großmutter abgeben. Da sie nun einmal ihren Narren an mir gefressen hat, ist sie einverstanden.

Ich bedaure dich, armer Junge, sagte der Freund, die Liebe zu einem jungen, schönen Mädchen im Herzen zu tragen und an solchen Koloß gebunden zu sein, das ist ein furchtbarer Zwang.

Den Zwang sind wir gewohnt, seufzte Fritz Weber, und es ist ja nicht für ewig mit der Dicken. Ich hoffe, sie wird meiner bald ebenso überdrüssig werden, als meiner Vorgänger. Dann bin ich wieder frei.

Der erste Teil des Programms war zu Ende, und es trat eine längere Pause ein. Die Müllern trat

wieder zu den beiden Freunden und sagte, sich an Fritz Weber wendend: Wenns dir recht ist, Fritzel, so wollen wir jetzt unsern Ehekontrakt schließen. Du hast doch deine Karte bei dir?

Fritz Weber bejahte und wandte sich an den Freund: Komm mit! Du sollst jetzt einer Trauung in unserm neuen Staate beiwohnen.

Kopfschüttelnd und mit einem Gefühl des Bedauerns folgte der Freund dem ungleichen Paare, das ihm durch die Säle vorausschritt, bis an den frühern Altar der Kirche, der sehr geschickt zu einem Heiratsbureau umgewandelt worden war. Der Raum war wie das Fahrkartenschalter eines Bahnhofs eingerichtet, und, so wie dort, waren auch hier für den Fall eines größern Andranges Ein- und Ausgang durch eine Barriere abgegrenzt. Es befanden sich in dem Bureau zwei Tische, und vor jedem saß ein Vorsteher. Der eine führte das genossenschaftliche Eheprotokoll und schloß im Namen der menschlichen Genossenschaft die Ehen, der andre schenkte aus einem früher als Altarkelch benutzten Pokal den neu verbundnen Paaren einige Schluck guten Weines, den die Behörde als eine Art Weihetrunk den Neuvermählten spendete.

Die drei fanden bereits eine lange Kette von Heiratslustigen vor, die alle heute noch in den sogenannten heiligen Ehestand, wie man das Ding früher genannt hatte, treten wollten; denn der Tanz hatte die sinnlichen Wünsche vieler Männer und Weiber, die noch nicht gebunden waren, erweckt. Sie suchten nun unter dem Schutze des neuen Staates möglichst schnell die Befriedigung ihrer natürlichen Triebe zu bewerkstelligen. Es war auffallend, daß die Mehrzahl der Weiber älter als die Männer waren. Da der Beamte, der hinter dem Eheprotokoll saß, ein flinker Arbeiter war, so gingen die Eheschließungen schnell von statten, und unser Paar konnte schon nach wenigen Minuten herantreten. Beim Anblick der dicken

Müllern lachte der Heiratsbureauvorsteher laut auf und rief: Na Müllern, der wievielte ist das heute? Er kam aber schlecht an; denn die dicke Müllern, von dem Rechte der freien Rede Gebrauch machend (§ 9 des Gesetzes der Redefreiheit: Jedermann kann reden, was er will!), schrie: Halts Maul, Bengel, und thue deine Pflicht, oder das Donnerwetter soll dich regieren! Der Beamte nahm das durchaus nicht übel, schlug lächelnd das Eheprotokoll auf und fragte der Form wegen nach dem Namen beider, obwohl er beide kannte, ließ sich ihre Karten vorzeigen und fragte dann, sich an Fritz Weber wendend: Soll die hier stehende Müllern deine Frau sein? und zu der Müllern sich wendend: Soll der hier stehende Weber dein Mann sein? und machte, als beide mit Ja! geantwortet hatten, eine kurze Bemerkung in das Eheprotokoll und stempelte dann mit dem genossenschaftlichen Heiratsstempel beide Karten. Hierauf sprach er in geschäftsmäßigem Tone: Im Namen der menschlichen Genossenschaft erkläre ich euch für ehelich verbunden! und wandte sich an das folgende Paar. Die dicke Müllern, deren Gesicht vor Glück strahlte, den jungen, hübschen Mann, für den ihre Leidenschaft schon lange brannte, endlich sicher zu haben, zog ihn an den zweiten Tisch. Dort nahmen beide einen ordentlichen Schluck aus dem silbernen Pokal, den der Vorsteher ihnen darreichte, hörten den vorgeschriebenen Glückwunsch mit an, den er im Namen der Behörde jedem Paare darbringen mußte: Die menschliche Genossenschaft wünscht euerm Zusammensein viele Freuden. Eure Pflicht ist es, für die Fortpflanzung (hierbei lächelte der Vorsteher) der menschlichen Genossenschaft zu sorgen, — und mischten sich dann unter die Tanzenden.

Um zehn Uhr ertönten durch die Säle Trompetenstöße, die das Ende des Vergnügens ankündigten. Nach weitern zehn Minuten, die für die Abkühlung bestimmt waren, wurden die Thüren geöffnet, und die

Besucher mußten das Haus verlassen. Mancher Fluch, daß man nun nach Hause müsse, wo das Vergnügen erst anfange, wurde laut, denn schimpfen konnte auf Grund des § 9 des Gesetzes von der Redefreiheit in dem neuen Staate jeder, so viel er wollte und auf wen er wollte, aber es trat doch jedermann gehorsam den Heimweg an.

Die beiden Freunde und die dicke Müllern waren eben im Begriff, auf die Straße zu treten, als die schwarzäugige, kleine Frau, Fritz Webers erste Gattin, am Arme eines jungen Arbeiters vorüberging und ihrem frühern Anbeter höhnisch zurief: Ersticke nur nicht in dem Schweinefett, mein armes Fritzel!

Als die dicke Müllern diese Worte, die nur auf sie gemünzt sein konnten, hörte, ergriff sie eine furchtbare Wut. Sie ließ ihren jungen Mann los und stürzte sich mit einem wilden Schrei auf das junge, unbesonnene Weib, das sie mit einem Faustschlage zu Boden streckte. Über dem blutenden und röchelnden Weibe entspann sich nun eine große Prügelei, die sich dadurch sehr vorteilhaft von den Prügeleien der frühern Zeit unterschied, daß keine Messer, sondern nur die ehrlichen Fäuste zur Anwendung kamen. Diesem Umstande, sowie der kräftigen Unterstützung der beiden Freunde hatte die Müllern ihren schließlichen Sieg zu verdanken. Schreiend und drohend hob die Gegenpartei das am Boden liegende, wimmernde junge Weib auf und schleppte es fort. Ein Ordner war nicht erschienen.

Die dicke Müllern aber zog mit ihrem jungen Manne und seinem Freunde in ihre Wohnung, wo alle drei zunächst ihren Hunger und Durst an den reichen Vorräten der tüchtigen Arbeiterin stillten. Dann wurde dem Freunde in einer kleinen Kammer ein Nachtlager bereitet, und das dicke Weib, allein mit ihrem Manne, konnte nun endlich unter dem Schutze der Staatsgesetze und nach dem heiligen Grundsatz der Gleichberechtigung der Geschlechter die heiß ersehnten Freuden fordern und genießen.



3

Der Himmel auf Erden im Jahre 1907

Wolken am Himmel

Ganz merkwürdige Dinge brachten die Anschlagsäulen auf großen, weißen Plakaten, die weithin in der Sonne eines Julimorgens des Jahres 1907 leuchteten. In großen Buchstaben und in nachahmungswerter Kürze stand da zu lesen:

Brüder! Schwestern!

Wieder sind in großer Menge gefälschte Certifikate in den Verkehr gebracht worden. Wer Certifikate fälscht oder gefälschte für echte ausgiebt, bestiehlt das Volk, die Menschheit um die Arbeit, die es von einem jeden zu fordern hat. Wer nicht arbeiten will, soll hungern, nicht aber stehlen! Brüder! Schwestern! Das Parlament hat den Galgen für die Certifikatenfälscher bestimmt. Helft diese Verbrecher an des Volkes Wohlfahrt ausfindig machen, damit sie ihre gerechte Strafe erhalten. Wer einen Certifikatenfälscher anzeigt, sodaß er unschädlich gemacht werden kann, soll auf Parlamentsbeschluß ein Jahr lang arbeitsfrei sein und auf Staatskosten ernährt werden.

Im Namen der menschlichen Genossenschaft
Der Ortsvorsteher
Hummel.

Drei zerlumpte Weiber standen vor dem Plakate und redeten leise mit einander.

Ich geh und sags, flüsterte die eine, ein abgemagertes, etwa dreißig Jahre altes Weib; ich will nicht mehr arbeiten, und der verfluchte Kerl hat längst den Tod verdient. Hat er mich nicht täglich geprügelt wie einen Hund, und ich trug doch ein Kind von ihm unter meinem Herzen! Mag er in die Hölle fahren!

Ja, sags nur, redete ihr die zweite zu, ein kleines, schmutziges Weib mit grauen Haaren und stierem Blick, sags nur! Aber kriech auch gleich lieber freiwillig in den Sarg! Weißt du nicht, daß die Fälscher jedem den Tod geschworen haben, der sie anzeigen wird? Ich würde mich hüten!

Der Satan hole die Vorsteher! zischte die dritte, an den Galgen mit ihnen! Die Menschenschinder! Arbeiten sollen wir, und sie faulenzen! Kann ich denn arbeiten? schrie sie wild auf und schlug sich auf ihre vertrockneten Brüste, ich habe die Sucht! Der Staat soll mich ernähren! Aber diese Hunde von Vorstehern sagen: du hast noch Kräfte genug zur Arbeit! und doch breche ich oft zusammen vor Schwäche. Der Satan hole die menschliche Genossenschaft! Der Satan hole die ganze Welt!

Ein viertes Weib gesellte sich zu den dreien und sagte: Kommt, laßt uns heute wieder nach dem Kinderhause (dem staatlichen Erziehungshause aller Kinder) gehen! Sie müssen uns unsre Kinder zeigen, oder wir schlagen die Vorsteher nieder. Was? ich soll mein Kind nicht sehen, weil ich es doch nicht kennen soll? Ich mein Mädel, meine Guste nicht kennen? Wenns wahr ist, daß der Obervorsteher mir das Kind, mein hübsches Kind mit seinen blonden Zöpfen und blauen Augen, wenn er mir das Kind! — der dicke Schuster, der jetzt Unterschulvorsteher dort ist, hats meinem frühern Manne geschworen — O, wenns wahr ist, Tod und Teufel, mit meinen Fäusten will ich den

Schandbuben langsam erwürgen, mit meinen Zähnen zerreiße ich ihm seinen verhurten Leib!

Trommelschall unterbrach diese wilde Rede. Ein Bataillon Soldaten zog vorbei. Sie trugen alle blaue Röcke, weiße Hosen und rote Mützen ohne Schmuck; nur der Führer, der Bataillonsvorsteher, der auf einem Schimmel voran ritt, trug als Zeichen seiner Würde ein silbernes Band um den rechten Arm. Jeder Soldat trug ein Gewehr, einen Revolver und an seiner linken Seite ein dolchartiges Messer. Ein Drittel waren Männer, zwei Drittel Frauen. Ohne weiteres war das aber nicht erkennbar, da alle Soldaten kurze Haare und gleiche Kleidung trugen.

Seht da, kreischte das erste Weib, unsre Blutsauger! Liegen den ganzen Tag in ihren Kasernen, saufen und fressen und thun nichts, und wir sollen arbeiten! Was brauchen wir Soldaten?

Ein Straßenvorsteher, ein blutjunger, kaum den Knabenschuhen entwachsener Bursche, war herangetreten und hatte die lauten Worte des Weibes gehört. Das verstehst du nicht, sagte er, sich in das Gespräch mischend; seitdem die Nachbarn an unsern Grenzen befestigte Lager errichtet haben, müssen wir uns auf einen plötzlichen Einfall gefaßt machen. Wer den Frieden will, rüste zum Krieg! Unser stehendes Heer ist eine Notwendigkeit!

Du Lappen, schrie die Kleine mit den grauen Haaren, du Dreckhaufen! — denn das Schimpfen war in dem sozialdemokratischen Staate nach wie vor gesetzlich erlaubt — Will so ein Grünspecht ohne Steiß uns Alten die hohe Politik lehren? Gegen die Nachbarstaaten? Du Saubraten! Was sollen unsre fünfzigtausend Tagediebe von Soldaten gegen die Heere der Nachbarstaaten ausrichten? In den Dreck werden sie gepustet! Du Madensack! In den Dreck mit dem ganzen Gesindel! Nein, für die geplagten, geknechteten Arbeiter haltet ihr diese Hunde, daß sie uns niederreißen, wenn wir das ewige Gehorchen satt haben und unsre Fäuste er-

heben werden. Aber ihr werdet euch täuschen! schrie sie, der Tag der Rache wird kommen, und dann wehe den Schindern und Volksbedrückern!

In diesem Augenblicke erklangen über den weiten Platz erst leise anhebend, dann mächtiger und mächtiger anschwellend die Töne eines alten, längst vergessenen Liedes. Hunderte von kräftigen Kehlen sangen:

Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke.
Vor dir beugt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit!

Eine Schar von etwa zweihundert Männern und Frauen gab zwei Genarbten das letzte Geleit zum Richtplatz. Der neue Staat hatte, nachdem er sich hinlänglich befestigt wähnte, nichts dagegen, wenn Brüder und Schwestern den alten Gott wieder vorsuchten. Mochten sie ihn anbeten und ansingen, soviel sie wollten, wenn sie sich sonst nur den neuen Gesetzen unterordneten! Ihre Priester mußten die „Frömmler," wie sie genannt wurden, selbst unterhalten, und ihre Gottesdienste mußten sie im Freien abhalten. Geschlossene Räume stellte ihnen die Behörde für ihre „Firlefanzereien" natürlich nicht zur Verfügung, dagegen war es ihnen unbenommen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zu beten und zu singen, so viel sie wollten. Die Zahl der Frömmler, anfangs gering, wuchs in letzter Zeit in auffallender Weise. Sie fügten sich zwar vollständig in die neue Ordnung der Dinge und waren meistens fleißige und gehorsame Arbeiter, aber ihr schnelles Wachstum schien doch bedenklich. Wie? Wenn es dem alten Gott wieder einfallen sollte, sich unbequem zu machen? Im Parlament lag bereits ein Antrag auf Beschränkung der Ausübung der religiösen Kulte oder, wie man witzig sagte, „auf Beschränkung der Rechte des alten Gottes" vor.

Die vier Weiber verließen ihren Standort und folgten dem Zuge, um der Hinrichtung beizuwohnen. Von allen Seiten strömten Neugierige und Faulenzer zusammen, denn eine Hinrichtung, so oft sie auch vorkam, war doch immer eine angenehme Abwechslung in dem ewigen Einerlei der Tage. Wer sieht nicht auch gern einen Menschen den letzten, großen Sprung thun? Die Menge, die von Minute zu Minute wuchs, wälzte sich mit dem Zuge der Frömmler nach dem Hinrichtungsplatze, der außerhalb der Stadt lag. Dort standen die Galgen. Billige Dinger! Ein Dutzend langer, geglätteter Holzpfähle, an der Spitze mit einem kleinen Rade versehen, durch das die Schnur lief, an der schon manche unsterbliche Seele in das geheimnisvolle Jenseits hinaufgeklettert war.

Der Zug der Frömmler mit den Genarbten in ihrer Mitte, erreichte um zehn Uhr den Platz. Wie schön schien heute die Sonne! Wie lieblich dehnte sich der grüne Rasen bis an den Tannenwald hin, dessen dunkles Grün sich kräftig von dem tiefen Blau des Himmels abhob! Sahen die beiden Genarbten, die an den Galgen herantraten, alle die Herrlichkeiten, die die Natur vor ihnen ausbreitete? Schwerlich! Sie wußten, daß es keine Gnade, keine Möglichkeit der Rettung, kein Erbarmen hier auf Erden mehr für sie gab, und hatten abgeschlossen mit dieser Welt. Es sah aus, als hätten beide den Blick nach innen gerichtet, als lebten sie mit ihren Gedanken schon in dem Frieden, der ihrer wartete.

Da drang feierlich ernst der Grabgesang der Frömmler gen Himmel:

Wohlauf, wohlauf zum letzten Gang!
Kurz ist der Weg, die Ruh ist lang.
Schlaf, Bruder, schlaf in Frieden!
Herr Jesu Christ, gieb ihm die Ruh
Und decke mit Erbarmen zu
Den Staub des Lebensmüden!

Wildes Geheul, Gejohle, Gelächter und Spottrufe der dichtgedrängten Menge verschmolzen mit diesen Worten, und als die beiden Körper in die Höhe gezogen wurden, und die Gesichtszüge sich im Todeskampf verzerrten, da übertönte das wilde Gebrüll den Gesang ganz, und niemand wäre imstande gewesen, die Schlußworte vom Staube des Lebensmüden zu verstehen.

Die Leichen wurden in einen einfachen Holzsarg gelegt und sofort vergraben; doch strich der Leichenvorsteher, bevor er den Platz verließ, die Namen der beiden Genarbten aus der Bürgerliste: Fritz Weber und Konrad Willberg.

Laßt sie in Frieden ruhen!

Die dicke Müllern aber, die ihren geschiedenen Mann, den keine Drohung und kein Versprechen in ihre Arme hatten zurückführen können, aus Rache ins Grab gebracht hatte — was konnte ein allmächtiger Bezirksvorsteher, der sie geworden war, nicht alles durchsetzen! —, wird sie ihren Lohn erhalten?

Sie soll am Abend der Hinrichtung viel geweint und noch mehr getrunken haben.

Die vier Weiber verließen den Richtplatz, um das Kinderhaus aufzusuchen, das in einiger Entfernung von der Stadt in einem großen, waldartigen Garten lag. Eine hohe Mauer umschloß das ganz allein der Jugend gewidmete Grundstück, das mit seinen Verwaltungsräumen, Sälen und Schulen, mit seinen Vorratshäusern, seinen Küchen, seinen Wäsche- und Badekammern eine kleine Stadt bildete. Hier wuchs die Jugend des neuen Staates, seine Hoffnung, seine Zukunft unter Aufsicht einer Anzahl von Ober- und Unter-Erziehungsvorstehern, Ober- und Unter-Schulvorstehern, Küchen-, Unterrichts-, Reinigungs- und Spiel-Vorstehern — wer kann all die schönen Titel behalten? — auf; hier lernte die Jugend früh vor allem den unbedingten

Gehorsam üben, an den der freie Arbeiter sich leider noch immer nicht gewöhnen konnte; ein Umstand, der das hohe Parlament zu seinem tiefsten Schmerze zwang, auch ferner noch das harte, aber für die Erhaltung des neuen Staates notwendige Gesetz in Betreff der Genarbten aufrecht zu erhalten.

Es war wirklich ein wunderschöner Ort dieses Kinderhaus. Inmitten eines Parks mit herrlichen, alten, schattenspendenden Bäumen lagen die Lehr-, Wohn- und Arbeitsräume der Anstalt. Weite grüne Wiesen, mit blühenden Sträuchern eingefaßt, dienten der Jugend als Spielplätze. Überall herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit. Kein reicher Mann der frühern Ordnung hätte einen schönern Garten sein eigen nennen können. Die Behörde des neuen sozialdemokratischen Staates hatte es von jeher als ihre erste Aufgabe angesehen, diese für die heranwachsende Jugend bestimmten Räume freundlich auszustatten und alles das herzustellen, was dem körperlichen und geistigen Wohle der Kinder zuträglich war. Hier wuchsen die Kinder aller Mitglieder des neuen Staates gemeinsam bis zum zwölften Jahre auf. Die ganze Anstalt zerfiel in drei, räumlich nicht von einander getrennte Erziehungsstätten. Die eine nahm die kleinen, erst einige Monate alten Kinder auf und behielt sie bis zum vollendeten vierten Lebensjahre, die zweite erzog die Kinder vom vierten bis zum achten Lebensjahre, und der dritten gehörten die Kinder bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre an. Mit dem dreizehnten Jahre traten alle Kinder in das sogenannte Jugendhaus über, das auf der andern Seite der Stadt lag. Von nun an wurden die beiden Geschlechter gesondert erzogen. Die Mädchen blieben bis zum achtzehnten, die Knaben bis zum zwanzigsten Lebensjahre in dem Jugendhause; dann wurden sie als freie Arbeiter und fertige Mitglieder der menschlichen Genossenschaft dem Staate, der Menschheit übergeben. Hier im Kinderhause erhielten die Kinder bei

ihrer Aufnahme den Namen, den die Mutter bestimmte. Wenn diese auf das Recht der Namengebung verzichtete, gab der Ober-Erziehungsvorsteher dem Kinde einen Namen.

So gut es auch die Kinder in diesem großen Kinderstaate, wo jedem Kinde gleiche Liebe und gleiche Pflege zu teil werden sollte, haben mochten, eins fehlte den Kindern, was die Behörde ihnen auch beim besten Willen nicht geben konnte: die Liebe von Vater und Mutter, die kein Kindesherz entbehren kann, auch wenn Vater und Mutter nur einfache Arbeiter sind, und die Heimat, die das elterliche Haus allein schaffen kann. Ein Verkehr der Kinder mit Vater und Mutter war verboten und wäre in den meisten Fällen auch unmöglich gewesen, da Vater und Mutter sich oft schon vor der Geburt eines Kindes trennten, um eine neue Ehe einzugehen. Anfänglich wurde von vielen, besonders von den Müttern, die völlige, unwiderrufliche Trennung von den Kindern als eine große Härte empfunden, aber man hatte sich fügen müssen. Der neue Staat ging von der wohlwollenden Ansicht aus, daß ein Weib, wenn sie einem Kinde das Leben gegeben hätte, ihre Pflicht der menschlichen Genossenschaft, der Menschheit gegenüber erfüllt hätte, und daß diese nunmehr alle Pflichten der Mutter, Ernährung und Wartung, Erziehung und Pflege des Kindes zu übernehmen hätte. Vom Standpunkte des Gesetzes aus gab es nur eine Mutter, die war der Staat, und wie es keinen persönlichen Vater eines Kindes gab, so gab es auch nach der Geburt eines Kindes keine persönliche Mutter mehr. Herrliche Worte enthielt der § 2 des Gesetzes von der Verpflichtung des Staates den Weibern gegenüber; dort hieß es: „Sorget nur nach Kräften für das Weiterbestehen der menschlichen Genossenschaft dadurch, daß ihr Kinder gebäret! Ihr habt genug gethan, wenn ihr für die Menschheit die Stunde der Geburt ertragen habt. Die menschliche Genossenschaft ist die Mutter

7*

eurer Kinder; sie wird euch alle Sorgen für die Kinder abnehmen." Anfangs hatte man den Weibern, die Kinder geboren hatten, erlaubt, gelegentlich ihre Kinder zu besuchen; aber bald merkte man, daß sich solche Besuche nicht mit dem Geiste der Anstalt vertrügen, und man hatte sie ein für allemal untersagt. Dafür öffneten sich halbjährlich auf drei Tage alle Räume der Anstalt. Jedermann konnte in diesen drei Tagen hinein, alles sehen, alles prüfen. Es war eine Generalrevision, die das Volk selbst abhielt.

Wenn man bei solchen öffentlichen Schaustellungen nur Gutes sah, gings dann vielleicht nicht um so schlimmer her in den Zeiten, wo die Kinderhäuser von der Außenwelt abgeschlossen waren und vom Volke nicht kontrolliert werden konnten? Was mag alles hinter den hohen Mauern vorgehn? Ob die „armen Würmer" auch immer satt werden? Ob sie auch ordentlich gepflegt werden, wenn sie fieberkrank in ihren einsamen Bettchen liegen? So sprach die öffentliche Meinung. Und als eines Tages ein furchtbares Wehegeschrei über die Mauern hinweg auf die Straße scholl und die Vorübergehenden erschreckte, hieß es: Sie bringen die kranken und schwächlichen Kinder um! Dummes Gerede natürlich! Wären die Mauern nicht gewesen, hätte man vielleicht sehen können, wie zwei Schlingel, die sich in die Aborte der Mädchen geschlichen hatten, regelrecht durchgeprügelt wurden. Weiter wars wohl nichts!

Ach nein, es war gewiß weiter nichts gewesen, und das Gerede von dem Umbringen der kleinen Schwächlinge nur ein dummes Gerede! Aber doch ein Gerede, das, weiter um sich greifend, wie ein weiter fressendes Geschwür den gesunden Leib vergiftet, den gesunden Sinn des Volkes vergiften konnte!

Die Sonne brannte heiß vom Himmel herab. Es war zwölf Uhr mittags, als die vier Weiber das Kinderhaus erreichten und im Schatten der Mauer Halt machten.

Ich hole, sagte das schmutzige Weib mit den grauen Haaren und dem stieren Blick, noch ein paar gute Freundinnen und dann, zwischen zwei und drei Uhr, wenn der dicke Thorvorsteher schläft, über die Mauer! Dem Kerl eins auf den Schädel, daß er ruhig bleibt, und hinein ins Haus! Mir ists gleich, ob ich morgen hänge. Nieder mit den Vorstehern! Mein früherer Mann, dieser Schweinekerl, ist auch darunter! Und dann die Thore auf, und die armen Würmer heraus! Seid ihr einverstanden?

Dieser wahnwitzige Vorschlag fand Beifall. Die drei Weiber — sie hatten alle drei schon die zwei Narben auf ihren Backen und spielten mit dem Tode, aber was hatten sie zu verlieren? — legten sich in den Schatten eines Baumes, während die vierte davon schlich.

Es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, da schlichen durch die in der Mittagsglut schimmernde einsame Lindenallee, die zum Kinderhause führte, Schwestern heran, Weiber mit blutleeren Wangen, trocknen, blassen Lippen, mit abgemagerten Leibern, in schmutzige Lumpen gehüllt, Haß, Wut, Verzweiflung in ihren Blicken. Blut! Blut! Rache! Rache! das waren die einzigen Gedanken, die in diesen erloschenen Brüsten loderten. O, wie haßten sie diese sogenannte menschliche Genossenschaft, diesen neuen Staat mit seiner neuen Ordnung der Dinge! Diese neue Ordnung der Dinge war recht gut für die jungen, frischen Weiber mit den roten Backen und den weißen Zähnen, mit den schwarzen Haaren und den vollen Brüsten! Die bekamen alle Stunden, wenn sie nur wollten, zehn Männer für einen! Aber wer dachte an sie? Wer mochte mit den magern, müden, abgezehrten Weibern noch Bett und Tisch

teilen? O, niemand! niemand! — Kind auf Kind hatten sie dem Staate geboren; ihre Männer hatten sie verlassen! Warum auch nicht? Frisches Fleisch schmeckt besser wie altes! Und nun arbeiten, arbeiten, um zu leben! Tagaus tagein arbeiten, um zu leben! — Für wen leben? — Ach, wenns noch ein herziger Junge wäre, ein herziges Mädchen wäre, für das man sich quälen muß! Wenns noch ein guter Vater wäre, für den man seine Schweißtropfen vergösse! Aber niemand ist da, niemand, niemand! — Arbeiten, um für sich allein zu leben? — Tod und Teufel! Der Satan ersticke die Welt! Das Leben ist nicht wert, daß man es lebt! Nieder mit den Vorstehern! Nieder mit diesen Hunden, die uns bescheinigen, daß wir alt und häßlich sind — wissen wir das nicht allein? — und die uns zur Arbeit zwingen, damit wir leben. Wozu leben?

Messer funkelten im Sonnenschein, aber sie verschwanden wieder. — So tief, so tief in seinen Satansleib, wenn er das Kind entehrt hat!

Wunderbarer Anblick! Sind das Menschen oder sind es Katzen, die da über die Mauer klettern und in dem dichten Gebüsch verschwinden? Es sind ihrer wohl ein halbes Hundert! Vier schleichen leise an das Haus des Thorvorstehers — früher hätte man ihn Portier genannt —, das zwischen den alten Linden versteckt liegt. Er liegt auf seinem Sofa und schnarcht. Noch ein junger Mann, gut genährt, mit einem Ansatz zum Fettbauch, wie ihn in früherer Zeit ein Bankier oder sonst ein Volksschinder hatte. Auf dem Tische stehen zwei leere Weinflaschen. Wer sie ausgetrunken hat, kann nicht zweifelhaft sein; sie haben einen gesunden Mittagsschlaf vorbereitet.

Geben wir ihm eins über den Schädel? Oder stecken wir dem Aaskerl einen Pfropfen in sein dickes Maul und binden ihm die Hände und Füße?

Unsinn, erwiderte ein Weib mit einem Höcker auf dem Rücken und lüsternen Augen, starrend vor Schmutz.

Laßt mich nur machen! zischte ihr zahnloser Mund; den nehme ich auf mich. Will er, so ists gut, will er nicht — und dabei glitt ein entsetzlicher Ausdruck über ihre abschreckenden Züge —, dann kitzle ich ihn hiermit! Dabei zog sie ein langes, haarscharfes Küchenmesser aus ihrer Tasche.

Ihre Gefährtinnen lachten und verließen das Häuschen. Sie wußten, die bucklige Liese hatte ihren Narren an den fetten Männern; aber wer gesehen hatte, wie sie ihren zweiten Mann, während er total betrunken war, langsam erwürgt hatte — natürlich hatte den der Schlag gerührt —, der konnte ihr den Thorvorsteher ruhig anvertrauen. Der war sicher aufgehoben! So oder so! Sein Glück, wenn er ihr den Willen that!

Nun gehts ins Hauptgebäude, die schöne Kastanienallee entlang. Hält sie denn niemand auf? Schläft denn heute, jetzt in dieser Stunde, die der Tod gezeichnet hat, das ganze Haus? Ja, zu ihrem Unheil schlafen sie, die Vorsteher, all die Ober- und Unter-Erziehungs-, die Ober- und Unterschulvorsteher, die Küchen-, Reinigungs- und Spielvorsteher, sie alle schlafen, denn ein Mittagsschläfchen bei dieser Hitze ist eine höchst ehrenwerte und höchst gesunde Sache. Man könnte glauben, man wäre in Dornröschens verzaubertem Schlosse, wenn die Kinder, die großen und die kleinen, nicht wären. Die aber schlafen nicht. Sie hocken zusammen in ihren großen, schönen, luftigen Sälen. Warum hocken sie zusammen und stecken angstvoll die Köpfe zusammen und wagen nur leise mit einander zu flüstern? Das Mittagsessen war doch gut und reichlich, und niemand hat sie heute gescholten oder gar geschlagen! Warum in der kleinen Schar dies angstvolle Schweigen? Dummes Gerede unter den Kindern! Heute ist das dritte Mädchen, die kleine Martha mit dem lahmen Fuß, verschwunden! Spurlos verschwunden! Eine will einen Schrei gehört

haben aus der Stube des Ober-Erziehungs-Vorstehers. Dummes Kindergerede! Wie wird sich der Obererziehungsvorsteher, dem die Behörde Vollmacht gegeben hat, kräftige und gesunde Kinder — nur kräftige und gesunde Kinder! — der neuen Ordnung aufzuerziehen, wie wird sich ein solcher Oberbruder an einem Kinde vergreifen? Noch dazu an einem kleinen niedlichen Mädchen von noch nicht zwölf Jahren? Dummes Gerede! Dummes Kindergeschwätz!

Doch was ist das? War das nicht ein Schrei? O, so einen haben wir noch nicht gehört, so schreit keines von uns! Jetzt wieder ein Schrei! Wie das hallt durch die langen Korridore! Und nun, jetzt ists kein Schrei mehr! Ein furchtbares Geheul ist es, wie wenn wilde Bestien einander zerfleischen! Und was ist das für ein Getrampel treppauf und treppab?

Lichter Sonnenschein durchflutet den Kindersaal. An Gespenster glaubt keines von ihnen. Alles geht natürlich zu! sagt täglich der Herr Schulvorsteher, und doch: nun fliegen sie unter die Tische, hinter die Spinde, unter die Betten, nun bergen sie ihre angstentstellten Gesichter in die zitternden Händchen, nun wimmern sie laut vor Furcht und Grauen, und ihre bebenden Lippen würden zu beten versuchen, wenn sie das Beten gelernt hätten!

Da draußen aber wütet der Mord. Der Tod hält reiche Ernte, der Tod, der für die Kinder die Erlösung bringen soll. Ob das wirklich eine Erlösung wird?

Um vier Uhr ist alles vorüber. Kein Vorsteher lebt mehr in dem Kinderhause. Sie schlafen alle den ewigen Schlaf, nur der dicke Thorvorsteher nicht, der die bucklige Liese in seinen Armen hält und, ist es der Wein, der aus ihm spricht, ist es die Gewißheit, daß er verloren sei, wenn der Buckel es wollte, ihr heiße Liebesworte ins Ohr flüstert, die das Scheusal mit dem Messer in der Tasche nicht oft genug hören kann.

O warum hat die weise Behörde das Kinderhaus so einsam, so von allem Verkehr entfernt aufgerichtet? Wie thöricht hatte sie gehandelt! Inmitten der Stadt hätte das nicht passieren können, bei hellem Tage passieren können, ohne daß Hilfe gekommen wäre.

Nun, seid still, Kinder, seid still! so rufen die Weiber von allen Seiten, laßt die Nacht kommen, dann führen wir euch hinaus! Und du, meine Gustel, jubelt das Weib, überglücklich, ihr Kind wieder zu haben, du bleibst nun bei mir, wir werden schon hinauskommen. Wir gehen zu den Genarbten in den Wald. Ich laß dich nicht mehr, du mein süßes, mein geliebtes Kind! Nur der Tod soll uns scheiden!

Um Mitternacht verließen viele Weiber und viele Kinder das Kinderhaus und die Stadt. Kein Vorsteher pfiff, kein Hindernis trat ihnen entgegen. An der Spitze des Zuges schritten ein altes, verblühtes und verlebtes Weib und an seiner Seite ein junges, frisches, aufblühendes Mädchen. Hand in Hand gingen sie, und oft neigten sie sich zu einander und sagten, daß sie sich lieb hätten, und Mutter und Kind gelobten sich, die Erde miteinander zu teilen, wenns auch sein müßte in dem engen Raum, den die Behörde für alle ungehorsamen Bürger unter der Erde bestimmt hatte.



Ein glühend heißer Tag, der 1. August des Jahres 1907. Kein Lüftchen regt sich, kein Wölkchen am Himmel, das der verschmachtenden Natur einen erfrischenden Regen verspricht; aber das Korn steht noch gut, es ist beinahe reif und kann nächste Woche schon geschnitten werden. Es steht noch gut, sehr gut, das heißt, wo es überhaupt steht, denn leider ist kaum der vierte Teil in diesem Jahre bestellt worden. Seitdem

der Acker Staatseigentum geworden ist, Eigentum der menschlichen Genossenschaft, Eigentum der Menschheit, seitdem der Ertrag des Bodens in die Scheunen des Staates und nicht mehr in die Scheunen des Bauern abgeführt wird, ist es schlecht genug mit der Bestellung geworden. Warum hätte auch der Bauer, der nun kein Bauer mehr war, sondern nur Mensch, Bruder, gleichberechtigtes Mitglied der menschlichen Genossenschaft, einen Acker bestellen sollen, der ihm nicht gehörte? Warum Schweißtropfen vergießen, die ihm niemand bezahlte? Was hatte doch dieser dumme, selbstsüchtige Bauer dem neuen Staate schon für Sorgen und Ärger gemacht! Dieser Tölpel konnte oder wollte nicht begreifen, daß er nicht mehr für sich, daß er für den Staat den Acker zu bestellen hätte, daß das Korn, das er säte und mähte, allen, nicht ihm allein gehörte. Der Bauer arbeitete wohl, denn auch er mußte arbeiten, wie jeder andre, wenn er nicht verhungern wollte, aber wie arbeitete er? — Es war ein Jammer! — Schon das erste Jahr der neuen Ordnung hatte der Behörde gezeigt, welchem Abgrunde man entgegenging, wenn die Sache nicht anders angefaßt würde, denn die Ernte war dürftig ausgefallen. Nur die Bestände, die man aus den Vorräten der frühern Ordnung der Dinge entnommen hatte, hatten einer Hungersnot vorgebeugt. Die Bauern niederknallen? Einfach genug war das Mittel, aber es hätte das Übel doch nur noch schlimmer gemacht, denn ein Paar Bauernhände, die wenig arbeiten, sind doch immer noch besser, als ein Paar Hände an einem toten Körper, die bekanntlich gar nichts arbeiten. Und dann: ungehorsam war der Bauer nicht gewesen — es gab unter den Bauern nur wenig Genarbte —, er war nur ohne Interesse, ohne Teilnahme an dem Wohle aller, er war eigentlich nur dumm, unglaublich dumm, weil er die neue Ordnung der Dinge nicht begreifen konnte, weil er nicht einsehen wollte, daß *allen alles* gehören müßte. Man

hatte schließlich den Bauer, oder wir müssen doch zutreffender sagen, den ländlichen Bruder nach der Stadt kommandiert, und den städtischen Bruder auf das Land. Natürlich wars damit nicht besser geworden, eher schlechter; denn es blieb dabei: gearbeitet wurde auf dem Staatsacker wenig, und man konnte doch unmöglich hinter jedem Feldarbeiter einen Vorsteher aufstellen. Jedermann war herzlich froh, wenn er wieder in die Stadt konnte, wo das Leben doch etwas pläsierlicher und die Arbeit nicht so anstrengend war, wie auf dem Lande.

Wie war das langweilig auf den Dörfern, wie schlich die Zeit dahin im ewigen Einerlei der Arbeit! Von den Lustbarkeiten, die der Staat den Brüdern und Schwestern in den Städten bieten konnte, war natürlich auf dem Lande keine Rede. Wie hätte man auch in jedem Dorfe ein Theater oder ein Konzerthaus oder sonst ein Vergnügungshaus schaffen können? Die Brüder und die Schwestern, die auf den Dörfern leben mußten, trösteten sich mit der Kürze ihres Aufenthalts und suchten sich durch Entziehung von der Arbeit, die sich hier leichter als in der Stadt machen ließ, in etwas schadlos zu halten. Auf die Jagd mochte niemand gehen, denn es gab nicht mehr viel zu schießen. Zu spät hatte das Parlament die Jagdfreiheit wieder aufgehoben. Wer knallen konnte, hatte geknallt. Hasen, Rehe und Hirsche waren fast ganz verschwunden. Ja, es war herzlich langweilig auf dem Lande! Zum Glück hatte das hohe Parlament ein Einsehen gehabt und angeordnet, daß allmonatlich, nur an wenig Stellen zweimonatlich, ein Brüder- und Schwesternwechsel stattfand. So waren die Dörfer nichts andres mehr als Arbeiterkolonien, fliegende Arbeiterkolonien, deren Mitglieder zwölfmal im Jahre wechselten.

Eine seßhafte dörfische Bevölkerung gab es nicht mehr.

Die lange in der Gluthitze des Sommers weißschimmernde Landstraße, die sich endlos in der Ferne zu verlieren schien, zog ein junger Mann, mehr ein Knabe noch als ein Mann daher. Seine Kleidung bildeten ein Paar Hosen und ein Hemd, den Rock hatte er über die Schulter geworfen, auf dem Kopfe saß ein vergilbter großer Strohhut, seine Hand stützte sich auf einen dicken Stock, die Füße waren unbeschuht. Um sich die Zeit zu vertreiben, zählte er die hohen Pappeln, die den Weg zu beiden Seiten begleiteten und nur wenig Schatten gaben, da sie ihre Zweige nicht nach der Seite, sondern nach oben zu ausbreiteten. Es war ein hübscher, kräftiger Junge, den die Hitze nicht viel zu kümmern schien, denn er schritt rüstig vorwärts. Nach zwei Stunden mußte er das Dorf, das Ziel seiner Wanderung erreicht haben. Hinter jenem Walde, den die Landstraße in etwa einer Stunde durchschneiden mußte, lag es. Er sollte dem Dorfvorsteher die Meldung bringen — Telegraph und Telephon reichen nicht dorthin —, daß am andern Tage dreißig Brüder zur Ernte eintreffen würden, und daß die dreißig Brüder, die in dem Dorfe auf Befehl der Behörde einen Monat gearbeitet hatten, nach der Stadt zurückkehren sollten. Besondre schriftliche Instruktionen über die Vornahme der Ernte führte er bei sich.

Um Mittag war der Wald erreicht. Die lange Straße, die ihn durchschnitt, war still, wie ausgestorben. Kein Wunder! Denn einen Verkehr auf dem Lande, ein Verkehr von Stadt zu Dorf und umgekehrt und von Dorf zu Dorf gab es nicht mehr. Wodurch hätte auch ein ländlicher Verkehr hervorgerufen werden sollen? Überhaupt war der Verkehr der frühern Zeit ungeheuer zurückgegangen. Das große Eisenbahnnetz, das am Schluß des vorigen Jahrhunderts über das ganze Reich ausgespannt war und einen lebhaften Verkehr auch mit den kleinsten und entlegensten Orten hervorgerufen hatte, war nahezu

wertlos geworden. Verödet waren die großen Bahnhöfe, die langen Eisenbahnstraßen, spärlich besetzt die Bahnzüge, die nur noch zwischen den großen Städten verkehrten. Die Erlahmung des Verkehrs war eine natürliche, aber keineswegs unerträgliche Folge der Aufhebung des Handels und der Privatindustrie gewesen. Alle Industrie, alle Produktion war monopolisiert, das heißt, sie befand sich in den Händen des Staates. Es gab keine Kaufleute, keine Handwerker, keine Fabrikbesitzer, auch keine Privatproduzenten mehr. Der Staat allein stellte alles nach dem Bedürfnis der Mitglieder der menschlichen Genossenschaft her. Handel und Wandel hatte also aufgehört, und damit war auch der Verkehr gesunken. War das ein Übel? Gewiß nicht! Denn war es nicht gerade der Verkehr gewesen, der Handels-, der gewerbliche, der industrielle Verkehr, war es nicht gerade „Handel und Wandel" gewesen, wodurch der Reichtum geschaffen und überhaupt erst entstanden war, der Reichtum einzelner, nicht aller, der Reichtum weniger, der schließlich die Mehrzahl der Menschen zu elenden Sklaven der reichen und mächtigen Minderzahl gemacht hatte?

Als der Bursche den Wald erreichte, erblickte er im Chausseegraben liegend ein Weib. Sie war angethan mit einem dünnen Unterrock und einem Hemd, die Füße, Arme und Hals waren unbekleidet. Neben ihr stand ein Krug mit Wasser, dabei lag ein Brot. Sie hatte den Burschen schon von weitem kommen sehen, hob jetzt den Krug in die Höhe und rief ihm zu: Trink Bruder! Das ist ja eine Schweinehitze! Wer hat dich bei dieser Hitze auf die Landstraße gejagt?

Eine Genarbte! sagte sich der Junge, als er zwei rote Narben auf der Backe des Weibes erkannte, und ein Gefühl der Furcht überschlich ihn. Vielleicht gehörte sie zu der Bande der Genarbten, die in den Wäldern und in den verlassenen Dörfern hausen sollte.

Man erzählte sich schreckliche Dinge von diesen Menschen, die, an kein Gesetz mehr gebunden, keine Autorität im Himmel und auf Erden anerkennend, der menschlichen Genossenschaft den Krieg erklärt hatten. Der Behörde war es bisher noch nicht gelungen, diese furchtbare Bande aufzuheben. Wo steckte sie eigentlich? Gab es ihrer mehrere? Wie viel Mitglieder zählte sie? Bald schien es, als habe man es mit regelrecht geführten Räuberbanden zu thun, bald glaubte man an eine geheime Gesellschaft, die ähnlich der Verbindung der frühern Nihilisten ihre Mitglieder überall, in allen Kreisen der menschlichen Genossenschaft hätte. Schon längst erschien jeder Genarbte der Behörde verdächtig.

Der Junge nahm den Krug, leerte ihn zur Hälfte und wollte mit einem Danke! weiter gehen, doch das Weib sagte: Setze dich her zu mir und ruhe aus, du kommst bei dieser Hitze um, wenn du weiter marschierst.

Der Bursche, dem beim Anblick eines Gewehrs und eines Revolvers, die neben dem Weibe im Grase lagen, nicht wohler wurde, wagte nicht zu widersprechen, er warf seinen Rock und Hut ins Gras und setzte sich neben das Weib. Nun mußte er erzählen, wohin er wollte und welchen Auftrag er hätte. Als er geendet hatte, sagte das Weib: Gefällt es dir denn, diesen Hunden, den Vorstehern, zu gehorchen? Ist es nicht eine Schande, einen so hübschen Jungen, wie du bist, bei dieser Hitze auf die Landstraße zu jagen? Wieviel erhältst du für deine Arbeit? — Acht Certifikate, gab der Junge zur Antwort; der Weg ist auf vier Stunden hin und vier Stunden zurück berechnet.

Acht Certifikate? Das Weib lachte und zeigte dabei eine Reihe tadelloser Zähne. Was kann einer heute, wo alles teuer gemacht worden ist durch unsre Schinder, Großes dafür kaufen? Nicht, daß einer ordentlich satt davon werden kann!

Dem Jungen, dem es keineswegs an Mut fehlte, kam ein Gedanke: Gieb dich als Feind der neuen

Ordnung aus, sagte er sich, vielleicht erfährst du durch dieses Weib etwas Näheres über die Genarbten und kannst der Behörde behilflich sein, sie aufzuheben! Welch Ansehen war zu gewinnen, wenn er mithülfe, die menschliche Genossenschaft von dieser gefährlichen Bande zu befreien!

Ja, erwiderte er, was will man machen? Eine Schande ist die jetzige Wirtschaft; aber man muß sich fügen. Wenn die Grenze nicht so weit wäre, ich wäre längst fortgelaufen in andre Länder, wo ein ehrlicher Arbeiter noch etwas gilt!

Das Weib schien zu überlegen, denn sie schwieg, sah aber den Jungen lauernd von der Seite an.

Was siehst du mich so an? fragte dieser, das Schweigen unterbrechend, das ihm unheimlich wurde. Traust du mir etwa nicht, weil ich noch keine Narben trage? Man kann die neue Ordnung auch hassen ohne genarbt zu sein.

Warst du schon einmal verheiratet? fragte das Weib, das seine Bemerkung nicht zu beachten schien.

Noch nicht, gab der Junge lachend zur Antwort, ich bin noch nicht zwanzig Jahre alt und müßte eigentlich noch im Jugendhause sitzen; aber ich bin früher entlassen worden, weil ich meine Sache gelernt hatte.

Es ist eine Schande, rief das Weib, daß ihr Männer vor dem zwanzigsten Jahre nicht heiraten dürft. Zwang, Zwang und immer wieder Zwang! Wozu überhaupt heiraten? Freie Liebe muß sein! Allen soll alles gehören! Also müssen auch jedem Manne alle Weiber und jedem Weibe alle Männer gehören! Du gefällst mir, fuhr sie nach einer Pause fort, als der Junge schwieg, bleibe bei mir und laß die verfluchte Behörde sich andre Leute aussuchen, die sie aussaugen mag. Wenn du mit mir kommst, kannst du es besser haben und in der größten Freiheit leben. Willst du?

Wohin willst du mich bringen? fragte der Junge,

der schon entschlossen war, diesem Weibe zu folgen, um durch sie näheres über die Bande der Genarbten zu erfahren; denn daß sie zu einer solchen gehörte, war ihm mehr und mehr zur Gewißheit geworden.

Ich bringe dich, antwortete das Weib, zu den Unsrigen. Mehr darfst du vorerst nicht wissen. Wir nehmen aber nur Genarbte auf, da wir nur so sicher sind, daß die Aufgenommenen zu uns halten. Komm! Laß dich narben, dann gehörst du zu uns!

Mit diesen Worten zog sie ein dolchartiges Messer aus der Tasche, klappte es auf und fuhr fort: Ich machs schnell, und es thut auch nicht weh; komm, mein hübscher Junge!

Das hatte der Junge nicht erwartet! Es war nicht der Schmerz, vor dem er sich fürchtete, sondern das entsetzliche Kainszeichen, das ihn in der Welt der neuen Ordnung dem Tode unheimlich nahe brachte. Was thun? Das Weib hatte die linke Hand in verdächtiger Weise auf den Revolver gelegt, und er selbst war ohne Waffen. Daß er von ihr keine Schonung zu erwarten hatte, sah er an ihren Augen, und weit und breit war kein Mensch zu sehen, von dem er Hilfe hätte erwarten können. Er zögerte.

Nun, fuhr das Weib fort, jedes ihrer Worte unheimlich betonend, willst du nicht? Wer diesen neuen Satansstaat haßt, der muß unser Zeichen lieben. Bist du etwa ein Spion der Vorsteher? Dann, mein hübscher Junge, kommst du lebend nicht aus diesem Walde heraus! Wähle!

Der Junge hatte seinen Mut wieder gefunden. Er sagte sich, daß die Narben ihn noch nicht in den Augen der Behörde zu einem Genarbten machen konnten, denn es fehlte die Eintragung in das staatliche Strafprotokoll der Genarbten. Er brauchte ja der Behörde nur zu erzählen, wie er zu den beiden Narben gekommen wäre, dann mußten sie ihm eher zur Ehre als zur Schande gereichen. Er bezwang sich also und erwiderte

lächelnd: Ich will schon; aber thue mir den Gefallen und zerfetze mir das Gesicht nicht zu sehr. Übrigens gebe ich nur unter einer Bedingung nach!

Die wäre? fragte das Weib.

Daß du mir fortan allein gehörst, antwortete der Junge, der entschlossen war, durch dieses Weib sein Ziel zu erreichen, und der trotz seiner Jugend die Weiber gründlich zu kennen schien. Ich bin, was die Weiber anbelangt, kein Freund von dem Grundsatz, daß allen alles gehört.

Das soll ein Wort sein! rief das Weib fröhlich aus, legte den hübschen Kopf des Jungen auf ihren Schoß und zog vorsichtig zwei kleine Schnitte über seine rechte Backe. Das Blut stillte sie, indem sie es mit ihren roten Lippen aufsog. Dann sagte sie: Jetzt gehörst du mir und zu uns. Fragt dich jemand, so bist du heute fortgelaufen, weil man dich genarbt hat. Im übrigen schweige und halte dich zu mir!

Hierauf ergriff sie eine Pfeife, die an ihrem Halse hing, und ließ einen langen, scharfen Pfiff ertönen. Einige Minuten darauf näherten sich Schritte aus dem Walde der Stelle, wo beide lagen, und ein Mann trat heran. Er mochte vierzig Jahre alt sein, trug einen einfachen Arbeiteranzug und in der Rechten einen Revolver, ein Gewehr hing ihm an der Schulter.

Meine Zeit ist um, sagte das Weib zu ihm; nichts Verdächtiges wahrgenommen. Hier, fuhr sie fort, indem sie auf den Jungen zeigte, ein neues Mitglied unsrer Gesellschaft; er ist soeben seinen Henkern entwischt und mir in die Hände gelaufen. Ich werde ihn mitnehmen.

Der Mann gab dem Jungen die Hand, hieß ihn willkommen und legte sich ins Gras. Das Weib aber sprang auf, rief dem Jungen zu, ihr zu folgen, und trat in den Wald ein.

Beide waren etwa zwanzig Minuten gegangen, als sie auf einen Mann stießen, der mit einem Gewehr

im Arm an einem Baume stand. Das Weib grüßte kurz und ging weiter. Nach weitern zwanzig Minuten trafen sie auf einen zweiten Posten. Hin und wieder ließ das Weib drei kurze Pfiffe ertönen, die bald aus der Nähe, bald aus der Ferne beantwortet wurden. So konnte sie den Weg nicht verfehlen, der immer tiefer in den Wald hineinführte.

Wir müssen uns gut sichern, bemerkte sie im Weiterschreiten, denn die Hundekerls von Soldaten sollen in der Nähe sein; aber sie sollen uns so leicht nicht finden!

Etwa nach einer Stunde gelangten beide in eine Waldschlucht. Dort lag eine kleine Wiese, von hohen und dichten Bäumen eingeschlossen. Der Ort war zum Verstecken vorzüglich geeignet. Gewiß war er dem frühern Besitzer des Waldes bekannt gewesen; jetzt, wo der Wald Eigentum der menschlichen Genossenschaft war, kannte ihn wohl niemand von der Behörde. Unter dem Schatten der Bäume war eine lange Hütte aufgeschlagen, groß genug, um hundert Personen aufzunehmen, wenn sie neben einander lagen. Sie war offen nach der Lichtung zu und mit dichten Reisern bedeckt, um den Regen abzuhalten. Betten und Decken lagen in guter Ordnung neben einander. Inmitten der kleinen Wiese brannten mehrere Feuer, an denen in großen Kesseln gekocht wurde. Rechts und links von der Hütte standen zwei Pyramiden von Gewehren, in soldatischer Ordnung aufgestellt. Eine große Anzahl von Männern und Weibern lag oder stand umher; viele ruhten im Schatten der Bäume, einige schliefen, andre spielten oder putzten ihre Waffen. Das Weib führte den Jungen, dem man wenig Beachtung zu schenken schien, durch das Lager hindurch, setzte ihre Flinte an eine der Gewehrpyramiden und suchte sich in der Reihe der Lagerstätten ihr Lager auf.

Hier, sagte sie, indem sie ihren Revolver auf die Decke ihres Lagers warf, hier leg deinen Hut und Stock hin, hier werden wir beide ruhen. Als der

Junge dies gethan hatte, fuhr sie fort: Komm jetzt zu unserm Hauptmann! Wir wählen alle Tage durchs Los unsern Führer, dem wir für vierundzwanzig Stunden blind gehorchen. Das ist der einzige Zwang', den wir kennen. Einen andern giebt es nicht bei uns. Übrigens gehorchen wir ihm nur, wenn wir etwas auszuführen haben; über das, was zu geschehen hat, entscheidet die Stimmenmehrheit.

Also doch ein Zwang, dachte der Junge; also doch gehorchen, wie in der Welt der Ordnung! Aber er hütete sich wohl, seine Gedanken laut werden zu lassen, sondern folgte schweigend seiner Gefährtin.

Diese führte ihn zu einem Weibe, das an Häßlichkeit, Schmutz und Gemeinheit in ihren Zügen auf Erden schwerlich ihres gleichen hatte. Hier, Hauptmann, sagte sie, hier bringe ich einen neuen Feind der neuen Ordnung. Er ist seinen Henkern entlaufen und will bei uns bleiben.

Das schreckliche Weib starrte den Jungen eine Zeit lang an; unter ihrem Blick, der etwas von der Schlange und vom Tiger an sich hatte, wurde ihm unheimlich zu Mute, doch hielt er ihn aus, bis ihr zahnloser Mund die Worte murmelte: Er mag bleiben, bis die Abstimmung erfolgt! Dann kehrte sie beiden den Rücken. Nun ging das Weib, das den Jungen hergeführt hatte, an einen Kessel, nahm auf einen Teller ein großes Stück Fleisch, aus einem andern Kessel einen Haufen gekochter Kartoffeln und hockte sich nieder, ihren Gefährten auffordernd, zuzulangen. Dem war der Appetit in der Nähe der unheimlichen Gestalt noch nicht gekommen, aber er ließ sich nichts merken, sondern aß tüchtig mit. Aus einem großen Faß Bier schenkte hierauf das Weib einen Krug voll und trank dem Jungen in langem Zuge zu.

Sie hatten beide ihre Mahlzeit kaum beendet, als auf ein Zeichen des Weibes, das heute die Würde eines Hauptmanns inne hatte, Männer und Weiber

zur Abstimmung, wie das Weib dem Jungen erklärte, zusammentraten. Es sollte entschieden werden, ob die Bande mit der Aufnahme des Jungen einverstanden wäre. Das Weib, das ihn hergeführt hatte, erhob sich, drückte ihrem hübschen Begleiter die Hand und sagte, etwas wie Sorge in ihren Augen: Hab nur Mut! Ich werde für dich eintreten.

Während die Beratung stattfand, traten zwei Männer mit schweren Äxten in die Nähe des Jungen, der zu ahnen begann, daß der Tod dicht an seiner Seite stand. Die Beratung dauerte nicht lange. Männer und Weiber kehrten an ihre Plätze zurück, auch die beiden Männer mit den Äxten verließen den Knaben. Dieser bemerkte, wie das alte, widerwärtige Weib mit seiner Führerin eifrig unterhandelte, indem sie wiederholt auf ihn hinwies. Dann aber trennten sich beide, und seine Gefährtin trat zu ihm und sagte mit sichtbarer Freude: Nun gehörst du zu uns, mein Schatz, und kannst sicher unter uns leben. Sie sind auch damit einverstanden, daß wir beide zusammen bleiben, solange wir aneinander Gefallen haben. Das alte Aas, fuhr sie leise fort, hat mich gebeten, ich sollte dich ihr wenigstens für diese Nacht abtreten, aber ich habs ihr natürlich abgeschlagen. Zwingen kann dich niemand, dich mit einer andern zusammen zu thun. Ich bin dir gut. Willst du auch wirklich gern mit mir leben?

Gewiß, gab der Junge, dem das Herz jetzt leichter geworden war, zur Antwort; aber sag mir, was wäre geworden, wenn die hier mit meinem Bleiben nicht einverstanden gewesen wären?

Der Hauptmann, erwiderte das Weib, hätte die Hand in die Höhe gehoben, und auf dieses Zeichen hätten dich die beiden Männer mit den Äxten totgeschlagen und sofort verscharrt. Und als der Junge bei diesen Worten erblaßte, fuhr sie fort: Sei nun ohne Sorge, du bist jetzt ganz sicher! Du hast es

übrigens gut getroffen, denn heute nacht haben wir nichts vor und können ungestört ruhen, da wir beide nicht auf Posten brauchen. Das soll eine schöne Nacht werden! Nicht wahr, mein Schatz?

Mit diesen Worten umarmte sie ihn zum erstenmale und küßte ihn; er aber that, als ob er bis über die Ohren in sie verliebt wäre, und erwiderte ihre Umarmungen und Küsse.

Komm, sagte sie, ich will dir jetzt unser Vergnügen für heute abend zeigen! Damit führte sie ihn an das äußerste Ende des Lagers. Hier sah der Junge sechs menschliche Gestalten, völlig nackend, an Händen und Füßen gefesselt, an der Erde liegen. So hatten sie den ganzen Tag, der glühenden Sonne ausgesetzt, gelegen. Kein Labetrunk, kein Bissen Brot war ihnen gereicht worden. Sie hatten die Augen geschlossen und schienen zu schlafen.

Fragend blickte der Junge das Weib an.

Das sind unsre Blutsauger, unsre Schinder, sagte das Weib; Vorsteher, die uns in die Hände gefallen sind, und die heute noch dafür büßen sollen, daß sie den freien Arbeiter haben knechten helfen. Dickes Aas! schrie sie und stieß einen stark beleibten Mann mit dem Fuß in den Bauch; ist dein fauler Wanst noch nicht eingetrocknet? Wie schmeckt hier die Aufsicht über das Volk?

Der Gestoßene öffnete die Augen, seufzte schwer und sah seine Peinigerin mit flehendem Blick an. Wasser, murmelte er, Wasser! Seid barmherzig! Nur einen Tropfen Wasser! O, meine Qual!

Wasser, du Luder? rief das Weib, hier hast du Wasser! Damit spie sie ihm ins Gesicht und trat ihm aufs neue so heftig auf den Leib, daß der Gequälte laut aufschrie.

Dem Jungen stand das Herz bei diesem Anblick still. Er hatte den armen Menschen wiedererkannt. Es war ein fleißiger Arbeiter aus der staatlichen Bier-

brauerei, der lange Zeit Bezirksvorsteher gewesen war. Man hatte ihm nichts Böses nachgesagt, denn er hatte sein Amt gut verwaltet. Er war ein eifriger Sozialdemokrat gewesen, lange schon, bevor die Katastrophe eingetreten war, und hatte stets treu zu der neuen Ordnung gehalten.

Soll ich ihm nicht einen Schluck Wasser reichen? bat er seine Gefährtin, denn ihn dauerte der gemarterte Mensch, und er mußte die Thränen des Mitleids, die ihm in die Augen stiegen, unterdrücken.

Daß du dich nicht unterstehst, fuhr ihn das Weib heftig an. Der hat genug gesoffen, während wir andern dursten mußten. Jetzt mag er sehen, wie es thut, wenn einer eine trockne Kehle hat.

Was soll denn aber, fragte der Junge traurig, mit diesen hier werden? Sollen sie verschmachten? Was habt ihr mit ihnen vor?

Sie werden heute nacht gefiedelt, erwiderte lachend das Weib. Das ist ein Hauptvergnügen. Ich rate dir übrigens, zeige, wenns losgeht, kein Mitleid! Ich nehms dir nicht übel, denn du bist jung und kennst die Welt noch nicht; die andern aber könnten dirs krumm nehmen, wenn sie dein weiches Herz sehen. Ich hab mich auch erst daran gewöhnen müssen; anfangs hat mirs auch nicht gefallen wollen, da hab ich gedacht, man könnte es kürzer machen; jetzt aber gefällt mirs um so besser, und ich habe meinen schönsten Spaß daran.

Den Knaben überrieselte es kalt. Er hatte einmal gelesen, daß im dreißigjährigen Kriege die Bauern, wenn sie plündernde Soldaten aufgriffen, sie über einen Stuhl oder über einen Baumpfahl banden und sie mit einem spitzen Holzstabe von hinten so lange quälten bis der Gemarterte sich verblutet hatte. Die verwilderten Bauern jener Zeit hatten das „fiedeln“ genannt. — Meinte seine Gefährtin dasselbe? — Sollten die Armen hier auch so zu Tode gequält werden? — Er wagte

nicht weiter zu fragen; aber eine Angst wie vor etwas Entsetzlichem ergriff ihn.

Inzwischen war es Abend geworden. Das Lager füllte sich mit Männern und Frauen, die von ihrem Beobachtungsposten zurückkehrten. In der Nacht stand nur eine dünne Postenkette um das Lager, denn man hielt sich in der dichten Wildnis bei der Dunkelheit für hinreichend geschützt und erwartete nur bei Tage eine Gefahr von der menschlichen Genossenschaft.

Nun begann es lebhaft zu werden. Tische wurden aufgeschlagen, große Fässer mit Bier und Wein, die in der Nähe des Lagers in eine tiefe Grube gelegt waren, um ihren Inhalt frisch zu erhalten, wurden aufgestellt, und mächtige Vorräte an Speisen aufgetragen. Die Bande war überreich mit allem versehen, denn sie hatte erst vor kurzer Zeit ein staatliches Magazin ausgeräumt. Mangel oder gar Not schien hier noch niemals geherrscht zu haben.

Es mochte gegen neun Uhr Abends sein, der Mond, der voll am Himmel stand, und die brennenden Feuer verbreiteten eine ausreichende Helle, als der Hauptmann das Zeichen gab, mit der Mahlzeit zu beginnen. Alles nahm Platz, aß und trank, schwatzte und scherzte; es herrschte die fröhlichste Stimmung. Man hätte glauben können, eine lustige Gesellschaft aus der Stadt hätte sich hier zu einem harmlosen Abendvergnügen vereinigt; aber das Funkeln der Gewehre und Waffen im Scheine der Feuer, das wüste Lachen und Schreien, das mit dem Leeren der Fässer wuchs, das schrille Pfeifen der Posten aus der Tiefe des Waldes zeigten, daß es nicht harmlose Menschen waren, die sich hier zusammengefunden hatten.

Nun schleppte man die sechs Unglücklichen in die Nähe der Tische, legte sie so hin, daß sie sehen konnten, was vorging, und legte einen von ihnen, der zunächst abgethan werden sollte, mit dem Bauche, an Händen und Füßen gefesselt, der Länge nach auf den Tisch.

Der Junge, dem sich die Haare vor Entsetzen vor dem, was nun kommen mußte, sträubten, hörte den Elenden auf dem Tische laut beten. Es war das Gebet, das er vor Jahren in der Schule hatte lernen müssen, das sein alter Großvater mit ihm gebetet hatte, wenn ein Gewitter über der kleinen Kätnerei seiner Eltern stand:

Aus tiefer Not schrei ich zu dir!
Herr Gott, erhör mein Rufen!
Dein gnädig Ohr neig her zu mir,
Und meiner Bitt es öffne!

O, du armer, elender Mensch! Der allmächtige Gott hörte dein Rufen nicht, oder er wollte es nicht hören. Hatte er sein Antlitz denn für immer von seiner Erde abgewendet? Oder gab es, wie der neue sozialdemokratische Staat täglich lehrte, keinen allmächtigen, keinen allgütigen, keinen allbarmherzigen Gott mehr, keinen Helfer in der Not?

Nein, es gab keinen, es konnte keinen geben, es konnte keinen barmherzigen Gott mehr geben, denn er half nicht, seine Macht rührte sich nicht, als das entsetzliche Weib mit dem Blick der Schlange und des Tigers in ihren wilden Augen herantrat und mit einem langen, gespitzten Holzstab die fürchterliche Arbeit begann, als das Wehegeschrei des Gemarterten, das laute Jammern und Weinen der fünf Gefesselten durch den stillen Wald hallte!

Mit ängstlichem Schrei flog eine Eule über das Thal. Die Vögel schwiegen. In großen Sätzen eilte ein Reh davon, den Ort des Schreckens fliehend.

Ein Grausen erfaßte den Jungen bei dem furchtbaren Vorgange. Er wollte sich erheben und fortlaufen, aber die Füße versagten ihm den Dienst, er wollte schreien, aber das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zusammen. Das Weib, das ihn hergeführt hatte, merkte was in ihm vorging. Trink! raunte sie ihm zu und

reichte ihm einen Topf mit Wein, trink und schweige, sonst kommst du auch auf den Tisch! Dabei zog sie den halb Ohnmächtigen in ihre Arme und küßte ihn; mochten die in der Nähe sitzenden glauben, sie wollte in ihm die Lust für die kommende Nacht entzünden.

Die Mitternacht kam, bis der letzte der Unglücklichen ausgelitten hatte, bis die Fässer geleert waren, und Männer und Weiber halb oder ganz betrunken ihr Lager aufsuchten.

Längst lag der Junge in der Hütte. Neben ihm das Weib, mit dem er das Lager teilen mußte. Er lag im Fieber und redete irre. Hatte er den Verstand verloren? Sein Atem ging schwer, kalter Schweiß bedeckte sein hübsches Gesicht, seine Lippen murmelten abgerissene Gebete seiner Kindheit.

Unwillig hatte das Weib ihm den Rücken gekehrt und schlief.



Ein Gewitter war über die Stadt gezogen und hatte nach der quälenden Hitze der letzten Tage die lang ersehnte Erfrischung gebracht. Die Straßen waren voller Menschen, die den dumpfigen Räumen entronnen, ins Freie eilten, um die frische, erquickende Luft zu genießen. In einem kleinen, freundlichen Zimmer im dritten Stockwerk eines Hauses in der Hauptstraße lag auf einem saubern Lager eine kranke Frau. An ihrer Seite saß ein schönes, etwa zwanzig Jahre altes Mädchen. Ihr langes, blondes Haar ließ sie nach der Sitte ihrer Zeit ungebunden über Brust und Rücken hinabfallen. Sie hatte große, stille, blaue Augen und edle, regelmäßige Gesichtszüge, aber ihr Antlitz war blaß, und blaue Ringe um die Augen zeigten, daß sie litt. Ein einfaches Gewand von weißem Kattun umschloß ihren schönen Körper. Die Fenster waren weit geöffnet, um der frischen Luft, nach der Mutter und

Tochter sich so sehr in den letzten Tagen gesehnt hatten, freien Eintritt zu lassen. Auf einem Tische vor dem Bette der Kranken stand ein Käfig mit einem Rotkehlchen, und auf dem Bette lag ein großer Strauß bunter Feldblumen. Zu den Füßen der Kranken an der Wand, ihrem Antlitz gegenüber, hing ein kleines Kreuz, aus zwei schwarzen Stäben kunstlos zusammengefügt. Einen andern Schmuck zeigte das Zimmer nicht, doch war der rein gescheuerte Fußboden mit weißem Sande bestreut, und in einer Ecke in der Nähe des Ofens standen ein Besen und eine lange Zimmerbürste.

Wieviel Uhr ist es, mein Kind? fragte die Kranke mit leiser Stimme.

Es muß fünf Uhr sein, liebe Mutter, gab das Mädchen zur Antwort. Er kann jeden Augenblick kommen.

Fünf Uhr? lispelte die Kranke. Fünf Uhr war es, als sie ihn sterbend zu uns brachten, deinen guten Vater. Ist es nicht bald ein Jahr her, daß er in unsern Armen verschied? O, mein Kind, wie glücklich waren wir doch früher, als die alte Ordnung noch bestand, als der fleißige und treue Arbeiter sein Brot, sein Recht und seine Ehre hatte! Warum hat unser guter Gott es soweit kommen lassen?

Liebe Mutter, sagte die Tochter mit sanfter Stimme, rege dich nicht auf durch die Erinnerung an dein früheres Glück. Werde nur erst wieder gesund, und alles wird wieder gut werden.

Die Kranke schwieg eine Zeit lang, dann begann sie mit matter Stimme: O, mein Kind, wie glücklich waren der Vater und ich! Wie haben wir zufrieden miteinander gelebt, als der Vater in der Eisengießerei arbeitete! Du warst damals noch ein kleines Ding. Und wie fleißig war er! Not haben wir nie gekannt, und das Geld zu einem kleinen Häuschen war schon halb erspart, als die große Katastrophe kam und unsern

sauer erworbnen Sparpfennig verschlang. Ach, das wäre alles zu ertragen gewesen, aber daß unser guter Vater auf dem hohen Gerüst arbeiten mußte, weil es andre Arbeit für ihn nicht gab, das hat ihm den Tod gebracht. Er litt an Schwindel, und da ist er hinabgestürzt. O Gott, wenn ich an die Stunde denke, da sie ihn herbrachten!

Mutter, liebste Mutter, bat die Tochter, warum sprichst du so? Weiß ich das nicht alles so gut wie du? In unser beider Armen ist unser lieber Vater gestorben. O bitte, laß doch diese traurige Erinnerung, die dich nur kränker machen kann! Gott hat uns nicht verlassen! Ich habe ja Arbeit gehabt, und es hat uns an dem Notwendigsten nicht gefehlt.

Du liebes, armes Kind, antwortete die Kranke, für zwei hast du arbeiten müssen, um mich zu erhalten, Gott lohne dirs, daß du mich nicht ins Krankenhaus geschickt, sondern bei dir behalten hast!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und ein Vorsteher, ein Mann in den mittlern Jahren, sauber gekleidet und mit einem freundlichen Gesicht, trat in das Zimmer und ans Bett der Kranken.

Wie ists heute, Schwester, fragte er, willst du nicht lieber ins Krankenhaus? Du hast dort bessere Pflege als hier!

Und mein Kind, meine Johanna? erwiderte die Kranke; mich von ihr trennen? Allein sterben, ohne ihre guten Hände zu halten, die für mich gearbeitet haben? Nein, mein Kind kann ich nicht verlassen. Nicht wahr, mein gutes Kind, du läßt mich bei dir?

Ich laß dich nicht von mir, Mutter, rief die Tochter; der liebe Gott hat bisher geholfen und wird auch weiter helfen.

Ich will euch, sagte der Vorsteher freundlich, euern Glauben an euern Gott nicht nehmen. Ich sage: Hilf dir selber, dann wird dir Gott auch helfen! Aber was soll jetzt werden? Wovon wollt ihr leben? Die Jo-

hanna arbeitet nicht mehr, denn sie kommt aus dem Krankenzimmer nicht mehr heraus? Wollt ihr verhungern? Im Krankenhause hats die Mutter gut, und ihr könnt euch in der Woche einmal sehen. Wovon habt ihr denn in der letzten Zeit gelebt?

Bruder Albert, antwortete das Mädchen, hat uns täglich sechs Certifikate geschenkt, damit sind wir ausgekommen.

Armes Volk, rief der Vorsteher gutmütig. Sechs Certifikate täglich! Was kann man heute dafür haben? Das reicht kaum aus, einen satt zu machen, geschweige denn zwei. Es ist eine schwere Zeit. Wenn nur die Ernte erst eingebracht wäre! Dann muß alles billiger werden. — Du willst also wirklich nicht ins Krankenhaus? fragte er, indem er sich zum Weggehen anschickte.

Eher will ich verhungern, rief das schöne Mädchen, als daß ich Mutter ins Krankenhaus lasse! Hast du das Entsetzliche vergessen, Bruder Vorsteher, das erst vor vierzehn Tagen im Kinderhause geschehen ist? Was dort geschehen ist, kann sich im Krankenhause wiederholen.

Ist es das, sagte der Vorsteher, so seid ohne Sorge! Alle genossenschaftlichen Gebäude haben jetzt eine starke Wache von Soldaten. So etwas kann nicht wieder passieren. Habt ihr schon gehört, daß sie gestern im Logauer Walde eine ganze Bande Genarbter aufgehoben haben? Sie haben zwanzig entsetzlich verstümmelte Leichen bei ihnen gefunden. Es ist hohe Zeit, daß diese furchtbaren Menschen unschädlich gemacht werden. Wenn sie nur auch die andern Banden erst hätten! Heute sollen die Gefangenen hingerichtet werden.

Der gutmütige Mensch hätte gern noch länger geplaudert, aber ein Blick des Mädchens auf die kranke Mutter, die das Gespräch in hohem Grade aufzuregen schien, ließ ihn schweigen. Er empfahl sich kurz und verließ das Zimmer.

Bald nachdem er weggegangen war, öffnete sich die Thür aufs neue, und herein trat ein kräftiger, hochgewachsener Mann. Er mochte vierzig Jahre zählen. Sein Haar und Bart waren schwarz, aber schon mit weißen Fäden durchzogen. Tiefer Ernst lag auf seinen Zügen. Er war schwarz gekleidet und trug in seiner rechten Hand ein Körbchen mit jungem Obst, das er für die Kranke bestimmt hatte. Er war der Priester der Frömmler, einer der wenigen Geistlichen, die die Übergangszeit, als Ordnung gemacht wurde, verschont hatte. Bruder Albert, wie er auch im Kreise der Frömmler genannt wurde, wurde von seinen Anhängern sehr geliebt. Er predigte im Sommer im Freien, im Stadtpark, und im Winter abwechselnd in den Räumen, die die Frömmler ihm zur Verfügung stellten. Furchtlos bekannte und lehrte er den alten Gott. Die Behörde hinderte ihn nicht daran, aber sie that auch nichts, wenn der öffentliche Gottesdienst im Freien durch andre Brüder und Schwestern, die von dem alten Gott nichts wissen wollten, verhöhnt und gestört wurde. Sein Hauptfeld war nicht die Predigt, sondern die Seelsorge im Hause Hier lehrte er das alte Evangelium von Christus und richtete an ihm die Seelen auf, wenn sie verzweifeln wollten, er tröstete die Verzagten, die nichts mehr auf Erden hofften, Kranken und Notleidenden war er ein liebreicher Vater und Freund. Unerschütterlich war sein Glaube, daß Gottes Gericht die neue Ordnung vernichten würde, und daß die schwere Zeit zum Heile aller, zur Läuterung der Seelen gekommen wäre. Er selbst trug sie, ein Vorbild für alle, mit Ergebung in den Willen Gottes. Seinen Lebensunterhalt bestritt die Gemeinde der Frömmler. Er erhielt täglich fünfzig Certifikate, die er an die armen und kranken Mitglieder der Gemeinde verteilte; nur weniges behielt er zur Bestreitung seiner eignen Bedürfnisse. Längst hatte er eine innige Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Mutter er heute besuchte, gefaßt;

aber er war noch nicht sicher, ob seine Liebe auch erwidert würde. Deshalb wollte er sie noch einige Zeit beobachten, bevor er sich erklärte.

Mit dem Gruß der Frömmler: Der Herr ist nahe! Jesus Christus in Ewigkeit! trat er an das Bett der Kranken, die mit matter Stimme das übliche: Amen, Amen! zur Antwort gab, reichte der errötenden Tochter die Hand und sagte: Ich bringe junge Früchte, die ich selbst gepflückt habe. Mögen sie dich, liebe Schwester, erquicken! Wie gehts heute, ihr Lieben?

Ich fühle, lieber Bruder Albert, gab die Kranke mit leiser Stimme zur Antwort, daß mein Leben zu Ende geht. Gott wird mich bald abrufen. Ach, wie gern verließe ich diese Welt, wüßte ich mein gutes Kind hier geborgen!

Sanft drückte der Priester der Kranken die Hand und sprach: Vertraue auf Gott, liebe Schwester, er ist noch der alte Gott, und wird dein Kind, wenn es sich zu ihm bekennt, nicht verlassen. Aber ich hoffe, der Tod geht noch einmal an deinem Bett vorüber.

Nein, lispelte die Kranke, er kommt, er kommt bald. Gelobt sei mein Heiland Jesus Christus, der mich erlöset hat. Und nach einer Pause zu ihrer Tochter gewendet, der die Thränen langsam über die Wangen liefen, sagte sie: Weine nicht, mein Kind, wir werden uns wiederfinden zu einem schönern, unlösbaren Bunde.

Besorgt blickte der Priester auf das Antlitz der Leidenden, das sich mit dicken Schweißtropfen bedeckt hatte. Lippen und Wangen waren weiß, und die Augen tief in ihre Höhlen gesunken. Der Atem der Kranken ging schwer; sie schien sehr zu leiden.

Das schöne Mädchen war an der Seite des Bettes auf die Kniee gesunken; mit ihren Händen hielt sie die heiße Rechte der Mutter umfaßt, und angstvoll ruhte ihr schönes Auge auf den geliebten Zügen.

Der Priester nahm, da ein Tuch nicht zur Hand war, das reiche Haar der Knieenden und trocknete den

Schweiß von dem Antlitz der Leidenden. Wie Sonnenschein flog es über ihre Züge. Dann nach einer Pause, während alle schwiegen, sagte sie leise: Das Mahl meines Herrn!

Der Pastor verstand sie; er nahm ein Fläschchen Wein, das er bei sich führte, und goß daraus ein wenig in eine Tasse, die auf dem Tisch stand, dann bat er die Tochter um einen Bissen Brot, und als er ihn erhalten hatte, segnete er beides in einem stillen Gebet. Hierauf gab er der Mutter und der Tochter das, was man früher das heilige Abendmahl genannt hatte. Mit den Worten:

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zu frischem Wasser.
Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück;
Denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich!

schloß er die Feier.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Am Bette kniete, das schöne Haupt auf die Hände der Sterbenden gebeugt, die Tochter, hinter ihr stand der Priester, etwas nach vorn gebeugt in wehmütigem Ernst seine Augen auf das blasse Antlitz der Kranken richtend, das der Tod gezeichnet hatte.

Staub vom Staube! Von Erde bist du, zur Erde sollst du wieder werden! Jesus Christus, gestern und heute und in alle Ewigkeit! murmelten seine Lippen.

Trommelwirbel, der Taktschritt marschierender Menschen, Singen, Schreien, Schimpfen und Fluchen drang erst verworren, dann lauter und deutlicher von der Straße herauf. Die Sterbende öffnete weit ihre Augen. Es lag wie eine Bitte auf ihren Lippen, sie in Ruhe sterben zu lassen. Der Priester und die Tochter sprangen beide auf und an das Fenster, um es zu schließen.

Die Genarbten aus dem Logauer Walde werden zum Richtplatz geführt, flüsterte der Priester leise, als er einen Blick auf die Straße hinabgeworfen hatte. Gott sei ihren Seelen gnädig! Dann fuhr er zurück, als er in der Reihe der Gefesselten den Jungen erblickte, der, mit aufgegriffen, ohne Untersuchung, ohne Urteil mit abgeführt wurde, und traurig sagte er: Siehst du dort in der letzten Reihe den hübschen Knaben? Er ist der Sohn des verstorbnen Kätners Klaus Jürgen und seines braven Weibes. Ich hielt ihn für einen guten, braven Jungen. O, du armes bethörtes Kind einer bethörten Zeit! Nun mußt du büßen mit deinem jungen Leben, was sie alle verschuldet haben. Was hat dich, junges Blut, getrieben, Fluch gegen Fluch, Sünde gegen Sünde zu setzen?

Ein Röcheln der Leidenden rief beide an das Krankenlager zurück. Ein Blick der Sterbenden traf den Priester, dann erlosch für immer das Licht der Augen, die Rechte hob sich langsam in die Höhe und sank zurück. Die Kranke hatte ausgelitten. Nun war sie für immer der Welt entrückt, in der sie den Frieden nicht hatte finden können.

War sie in einer besseren Welt?

Unmöglich! Denn das sozialdemokratische Parlament hatte ausdrücklich im § 29 des Gesetzes über die freie Ausübung der Religionskulte das Leben nach dem Tode zwar nicht verboten — man war nicht so rigoros —, aber doch für ein Kindermärchen erklärt.

Das weinende Mädchen aber umschlossen die starken Arme eines treuen Mannes, der ihr immer und immer wieder sagte, daß er sie liebe und nun schützen und ehren wolle als sein liebes Weib, so lange ihm Gott das Leben gäbe.

Innig hielten sich die beiden umschlungen, während Salve auf Salve über die Stadt hin dröhnte: der Totengruß für die verirrten Kinder einer verirrten Zeit.



4

Der Himmel auf Erden im Jahre 1910

Sturm

Welch ein Gewühl auf den Straßen! Welch ein Schreien und Brüllen all der Tausende, die da umherlaufen, sich stoßen und schieben, einander anschreien, als gelte es Taube hörend zu machen, auf einander losreden mit funkelnden Augen, weit geöffneten Lippen und geröteten Wangen, schreien, bis sie heiser nur noch gurgelnde Laute hervorbringen können. Wo einer still seines Weges geht, stürzen zehn, zwanzig, dreißig auf ihn los, zerren ihn beim Rock, bei den Händen, halten ihn fest, drängen und drücken ihn, schreien und brüllen, brüllen und schreien, überschütten ihn mit Hunderten von Papierfetzen und lassen ihn, halberdrückt, endlich los, um sich auf ein neues Opfer zu stürzen.

Sind die Menschen verrückt geworden? Ist die Erde ein Tollhaus geworden? Sind das noch Menschen, oder sind es Bestien, die einander zerreißen würden, wenn sie die Klauen und die Zähne der Raubtiere hätten?

O nein! Keiner von allen ist verrückt, jeder weiß genau, warum er schreit und brüllt, jeder weiß genau, was er will, und die Erde ist auch kein Tollhaus, sondern sie ist nach wie vor eine an den Polen etwas abgeplattete große Kugel, auf der eine Menge sogenannter

vernünftiger und sogenannter unvernünftiger Wesen leben, das heißt essen, trinken und schlafen und zuweilen auch sterben. Aber die sogenannten vernünftigen Wesen haben heute alle Ursache, etwas unvernünftig zu sein, denn es ist heute ein sehr wichtiger, sehr bedeutender Tag, ein Tag von höchster Entscheidung: es ist Wahltag. Das neue Parlament wird heute gewählt! Das neue Parlament, das zu entscheiden hat, ob die neue Ordnung der Dinge weiter bestehen soll, oder ob eine noch neuere Ordnung die neue ablösen soll! Und noch einen andern Grund haben die sogenannten vernünftigen Wesen, heute ein wenig unvernünftig zu sein, denn heute giebts keine Arbeit, heute herrscht kein Zwang. Alle Arbeit ruht heute! Das Wörtchen „du mußt!“ regiert heute nicht, und kein Vorsteher hat etwas zu sagen; denn frei, frei von jeder Arbeit, von jedem Zwange frei, niemand unterworfen, von niemand abhängig, nur ihrer eignen Vernunft, die heute freilich ein wenig unvernünftig ist, folgend, sollen die Mitglieder der menschlichen Genossenschaft, die freien Arbeiter der Menschheit, über ihre weitere Zukunft entscheiden. Alle staatlichen Speiseanstalten, alle staatlichen Vergnügungsorte, alle staatlichen Bierhallen, alle, alle hat die Behörde heute geöffnet. Heute kann essen und trinken, wer essen und trinken will, jeder soviel er will und soviel er vertragen kann; diese verfluchten, diese verdammten Wische, diese Certifikate, heute brauchen wir sie nicht! Heute zahlt der Staat, die menschliche Genossenschaft, die Menschheit alles, alles! Denn frei, frei von jedem Zwange, frei müssen wir sein, wenn wir frei wählen wollen.

Dort auf dem großen Platze mit dem schönen Springbrunnen, der seine Wasser haushoch in die Luft schleudert, drängen sich die Massen. Tausende stehen da, dicht Kopf an Kopf gedrängt, und hören einem Redner zu, der von einem Tische herabruft:

Brüder, Schwestern, nur wer arbeitet, soll essen,

soll leben? Ist das nicht ein hundsgemeines, jede menschliche Freiheit knechtendes Wort? Also du mußt arbeiten, du mußt, du mußt, denn sonst mußt du verhungern! Du mußt, du mußt, und immer wieder du mußt! Ist das eine Freiheit? Sklaverei ist es, Knechtschaft, noch tausendmal schlimmer als die Knechtschaft der frühern Zeit. Wir wollen frei sein, frei! Der Staat muß jeden Bruder und jede Schwester ernähren, auch ohne Arbeit! Ich sage: jeder Mann, jedes Weib, wenn sie aus dem Jugendhause entlassen sind, muß erhalten: freie Wohnung, freie Feuerung, freie Kleidung und dreimal täglich freie warme Kost auf Staatskosten in den Staatsanstalten! Wer arbeiten will, mag arbeiten! Wer aber nicht arbeiten will, soll der deshalb hungern? — Und weiter, ruft der Redner als der donnernde Beifallssturm sich gelegt hat, ich fordere: freie Liebe, freie Vereinigung der Geschlechter! Wozu dieser Zwang, daß zwei, wenn sie sich einmal verbunden haben, dreißig Tage zusammen bleiben müssen? Wozu dieser Zwang? Keinen Tag, keine Stunde, keine Minute sollen zwei zusammenbleiben, die nicht zusammenbleiben wollen. Fort mit dem Zwang! Freie Arbeiter wollen wir sein, die arbeiten, wenn sie wollen, aber nicht, wenn sie müssen! Freie Arbeiter, die frei sind, frei im Genuß, frei in der Arbeit, frei in der Liebe! Nicht das Recht auf Arbeit, so schließt er, das Recht auf Freiheit von der Arbeit fordern wir!

Vieltausendstimmiges Hoch- und Hurrarufen belohnt den Redner, als er geendet hat und hinabsteigt, um einem andern Redner Platz zu machen.

Aber was geht in jenem Eckhause vor, das in großen Plakaten die Worte: Wahllokal des ersten Bezirks trägt? Das ist ja die reine Revolution! Das Haus wird gestürmt, Fenster klirren, und aus dem obern Stockwerk fliegen blutige Körper von Brüdern und Schwestern auf die Straße hinab, um dort unter

den Fußtritten der Menge zu verenden. Im Wahllokal des ersten Bezirks wird betrogen! Zettel sind unterschlagen worden, falsche in die Urne geschoben worden! so rief erst einer, dann riefen es hunderte, und was ist natürlicher, als daß das freie Volk die Verräter selbst und sofort und rücksichtslos bestraft! Was half da die heiligste Versicherung der zwölf Mitglieder des Wahlkomitees? Was ihre wiederholten Beteuerungen, alles wäre in Ordnung zugegangen? Ist nicht der lange Kerl, der Müller, unter ihnen, der einmal gesagt hat, die alte Ordnung wäre doch besser gewesen wie die neue? Also euer Verrat an dem freien Arbeiter ist erwiesen! Schädel ein! Und dann zum Fenster hinaus auf die Straße!

Das war nun soweit auch alles gut und in Ordnung, doch kann in diesem Bezirk eine Wahl ordnungsmäßig nun nicht mehr verlaufen. Bevor ein neues Komitee beschafft, ein neues Wahllokal eingerichtet wird, ist der Abend da, und der Wahlakt geschlossen. Aber was thuts? Auf die paar Stimmen wirds nicht ankommen; und thut unser neues Parlament nicht, was wir wollen, dann thun wir, was wir wollen! Nieder mit den Schindern!

Das neue Parlament ist gewählt, regelrecht gewählt, und die ungeheure Aufregung der letzten Wahltage hat sich gelegt. Da sitzen sie nun die Vertreter der menschlichen Genossenschaft, vierhundertundzwanzig an der Zahl, Junge und Alte, Männer und Weiber, nur Arbeiter, echte, rechte Arbeiter, alle entschlossen, der menschlichen Genossenschaft, die in letzter Zeit etwas lahm und klapprig geworden ist, wieder ordentlich auf die Beine zu helfen. Wenn sie alle nur erst über das Wie einig wären! Leider sind sie das zur Zeit noch nicht; aber die Ansichten fangen doch an, sich zu klären, die verschiednen Strömungen in sichtbaren Gruppen hervorzutreten. Ein rechter Flügel ist für die Beibehaltung der neuen Ordnung, aber für

ihren weitern gesetzmäßigen Ausbau. Vor allem müssen wir wieder eine geordnete Justiz haben, freie Gerichte natürlich, deren Mitglieder natürlich nur freie Arbeiter sein dürfen; wir müssen eine Rechtsprechung haben, denn die Unordnung ist doch zu groß geworden, und vor allem muß die Gewalt der Vorsteher eingeschränkt werden. Eine Appellation zum mindesten muß einem zweimal Genarbten an eine höhere Instanz möglich sein. Schaffen wir also Instanzen! Wo aber Instanzen sind, müssen auch Gesetze sein, nach denen die Instanzen zu verfahren haben. Schaffen wir also vor allem jetzt Gesetze! Das weitere wird sich dann später finden. Eine Mittelpartei fordert die Abschaffung des stehenden Heeres, das Zurückgeben der Kinder an die Eltern, Aufhebung aller Erziehung durch den Staat, Ernährung aller auf Staatskosten, der Arbeiter wie der Nichtarbeiter, aber Arbeitszwang für alle. Ein linker Flügel ist vor allem für die Einführung der freien Liebe und für die Aufhebung jedes Zwanges. Was riskieren wir denn, so ruft ein Redner dieser Gruppe, was riskieren wir denn, wenn jeder Zwang, jeder Gehorsam aufgehoben wird, wenn jeder frei nur das thut, was ihm gut dünkt? Der schäumende Most wird sich schon klären! Überlassen wir das weitere nur dem Most! Jeder muß thun und lassen können, was er will! Das Leben des einzelnen und aller kann nur die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse zum Zweck haben! Es darf niemand vorgeschrieben werden, wann, wie und wo er seine Bedürfnisse befriedigen will! Ein äußerster linker Flügel ist für völlige Anarchie: Wie wir keinen Gott brauchen, so brauchen wir auch keine Behörde, keine Vorsteher, keine Vorgesetzten und keine Gesetze. Jeder muß ungestraft das thun können, was er will, so klingt es von der Rednertribüne dieser Partei, und als man fragt: Soll auch einer den andern ungestraft töten können? erfolgt die durchaus logische Antwort: Gewiß!

Es braucht sich ja niemand töten zu lassen. Wer sich nicht wehren will, wenn er angegriffen wird, ist unwürdig zu leben, und wer sich nicht wehren kann, ist ein unnützes Glied in der Menschheit. Fort mit ihm! Eine kleine Gruppe endlich ist für völliges Zerstören alles Bestehenden. Lasset uns, so sagt diese Gruppe, lasset uns Städte und Dörfer, Häuser und Mauern, Jacken, Stiefel und Westen, Hüte und Mützen, Bade-, Unter- und andre Hosen, kurz, laßt uns alles vernichten und dann in die Wälder ziehen und dort mit den Tieren, wie diese, leben! Dann erst werden wir wahrhaft frei sein! —

Man wird zugeben müssen, daß alle diese Vorschläge einer ernsten Prüfung wert waren, daß jeder einzelne berechtigt und ausführbar war und das Wohl der ganzen Menschheit, wenn die Sache nur richtig angefaßt würde, wohl bewirken konnte. Leider war es unmöglich, einen dieser Vorschläge zur Ausführung zu bringen, weil sich im Parlament für keinen eine Majorität finden ließ. Jede Gruppe stimmte nur für ihre eignen Reformen, lehnte aber die der andern Gruppen ab. Vielleicht wäre es das beste gewesen, man hätte das Los entscheiden lassen, welcher von den Vorschlägen zum Gesetz erhoben werden sollte, aber zu solch einem Beschluß hätte doch immer eine Majorität gehört, und die fand sich nicht. So kam es trotz langer, inhaltreicher Reden und Debatten im Parlament zu keiner bestimmten Reform der Dinge, und allgemein hatte man das Gefühl, daß man im parlamentarischen Leben zurückgegangen wäre Wie wenig war doch in dem Parlament der alten Ordnung gesprochen und debattiert worden, wie einig waren früher doch alle politischen Gruppen gewesen, wie hatte der einzelne stets seine politische Weisheit und Neigung dem Wohle des Ganzen untergeordnet, und wie viel war durch das gemeinsame Wirken aller erreicht worden! Aber über drei Punkte einigte man sich

schließlich doch, da die öffentliche Meinung diese mit Hartnäckigkeit zu fordern, ja — gewisse Anzeichen sprachen dafür — mit Gewalt zu ertrotzen schien. Erstens wurde der Name „menschliche Genossenschaft“ und „freier Arbeiter“ für ewige Zeit aus der menschlichen Sprache gestrichen, fortan sollte es nur noch heißen „genossenschaftliches Proletariat“ und „freier Genosse.“ Bei dem Worte „Genosse“ dachte man an genießen: der Mensch ist nicht zur Arbeit, sondern zum Genuß geboren! War dies mehr von theoretischer als von praktischer Bedeutung, so waren dagegen die andern zum Gesetz erhobnen Beschlüsse eminent praktischer Art. Sie lauteten: Der Staat übernimmt fortan die Ernährung aller seiner Bürger, oder, wie es wörtlich hieß: Das genossenschaftliche Proletariat wird fortan jedem Genossen dreimal täglich umsonst warme Kost verabfolgen lassen; außerdem wird jedem Genossen freie Wohnung und Feuerung und freie Bekleidung gewährt. Und weiter: Die Ehe ist aufgehoben. An ihre Stelle tritt fortan die freie Vereinigung der Geschlechter auf gegenseitigem Übereinkommen beruhend. Eine geschlechtliche Verbindung zwischen Repräsentanten verschiedner Geschlechter ist jederzeit ohne weiteres schließbar und lösbar und bedarf als ein Akt rein privater Natur keiner obrigkeitlichen Bestätigung. Doch, so hieß es in dem betreffenden Gesetze, spricht das hohe Parlament, als Vertreter des genossenschaftlichen Proletariats, die Hoffnung aus, es werde niemand, etwa auf dem Wege physischer Gewalt, zu einer geschlechtlichen Verbindung gezwungen werden, wie es sich denn auch wohl empfehlen dürfte, die freie Vereinigung der Geschlechter nur in geschlossenen Räumen vorzunehmen.

Nachdem das neue Parlament diese drei wichtigen Gesetze erlassen und die öffentliche Meinung fürs erste beruhigt hatte, vertagte es sich auf unbestimmte Zeit, alle Sorge, Arbeit und Verantwortlichkeit, aber auch

alle Ehre dem Dreißiger Ausschuß überlassend, der zusehen mochte, wie er das Beschlossene zur Ausführung brachte.

Wahrlich, es war kein Vergnügen, Mitglied des Dreißiger Ausschusses zu sein! Kein Vergnügen! Denn am Himmel, der nun auf Erden nach den Rezepten der sozialdemokratischen Theorien fest gegründet war, zog ein Wetter herauf, so unheilschwer, so verderbendrohend, daß auch dem Mutigsten das Herz erbeben konnte. — Der Hunger stand vor der Thür, unmittelbar vor der Thür, und pochte mit seinen knöchernen Fingern so laut, daß es dröhnend durch den ganzen Himmel hallte. — Die Ernte war so elend ausgefallen, daß ihr Ertrag kaum auf einen Monat zur Sättigung all der Millionen von Menschen, oder wir müssen doch besser sagen Genossen, ausreichen konnte, die täglich dreimal den Mund aufsperrten, um die ihnen gesetzmäßig zustehende Nahrung zu empfangen. Und im Lande keine Vorräte! — Was noch aus früherer Zeit herstammte, war im letzten Winter alles draufgegangen. — „Also da im eignen Lande nichts ist, kaufen wir im Auslande! Die Nachbarländer haben eine erträgliche Ernte gehabt. Unsre Eisenbahnen können, wenn wir das Korn nur erst in Händen haben, bis in die entferntesten Teile des großen Proletarierreiches Brot in Menge hinbringen. Also kaufen wir tüchtig Korn im Auslande!"

Es fragt sich nur, womit kaufen? Gold- und Silberbestände gabs längst nicht mehr. Die ungeheuern Barbestände, die der neue Staat dem alten abgenommen hatte, wo waren sie geblieben? Wo waren all die Millionen bares Gold und bares Silber hingeflossen? — Zum Teil ins Ausland, denn das hohe Parlament hatte schon im zweiten Jahre des ruhmreichen Bestehens der neuen Ordnung für Millionen und abermal Millionen im Auslande kaufen müssen, um die Mitglieder der menschlichen Genossenschaft nicht allein am Leben, sondern auch bei guter Laune zu erhalten, denn die Ern-

ten waren schlecht ausgefallen. Man hatte gehofft, es würde besser werden, aber es war von Jahr zu Jahr schlechter geworden aus Gründen, die wir kennen, und die das hohe Parlament, das es wirklich gut meinte, entschuldigen mußten. So war Jahr um Jahr der Barbestand an Gold und Silber geringer geworden, bis schließlich alle Kassen völlig geräumt waren, und in dem ganzen sozialdemokratischen Himmel auf Erden auch nicht für einen Nickel Gold oder Silber aufzutreiben gewesen wäre. Das war ja auch ganz gut, denn nun erst, nachdem das infame bare Geld beseitigt war, das alles Unglück über die Menschen gebracht hatte, nun erst konnte man ohne Sorge sein, daß es noch einmal zu einer Verschiedenheit der Stellungen, zu einem Unterschiede zwischen reich und arm kommen könnte!

Jetzt erst, so suchte man sich gegenseitig über die leeren Kassen zu trösten, jetzt erst wird unser neuer Staat das werden, was er sein soll: ein Staat, wo jeder durch die Arbeit lebt, und alles nur mit der Arbeit bezahlt wird! Es lebe die Arbeit! Es leben die Certifikate!

Zum Teil also, vielleicht zum größten Teile, war das schöne bare Geld, das der neue Staat vom alten geerbt hatte, ins Ausland geflossen, aber doch nicht alles! Einige hundert Millionen müssen doch noch da sein! Irgendwo müssen sie liegen! — Die könnten wir jetzt gut gebrauchen, denn wenn wir sie nicht finden, dann ....

Also suchen wir die Millionen, die noch da sein müssen!

Es wurde gesucht, eifrig gesucht, ehrlich gesucht, aber es wurden keine Millionen gefunden. Als wenn sich Millionen auch so ohne weiteres finden ließen! Sie waren fort, fort. — Wohin? — Das mag der Teufel wissen! — Ins Ausland waren sie nicht geflossen; — wo zum Teufel aber steckten sie denn? — Weder der Teufel noch sonst jemand gab auf diese höchst deutliche Frage eine Antwort, und so blieben sie verloren.

Womit nun Korn im Auslande kaufen? Womit? — Mit Certifikaten! Lächerlich! Nicht einen Scheffel Korn giebt uns der Nachbar, und wenn wir ihm einen ganzen Centner unsrer schönen blauen und roten, grünen und gelben Papierchen schicken, nicht eine Metze Korn! — Was thun? — Nun, zunächst nichts merken lassen, keine Unruhe in die Massen bringen! Kommt Zeit, kommt Rat! Es wird sich schon ein Mittel finden! Auf vier Wochen reichen wir jedenfalls noch, wie die Generaloberkonsumvorsteher versichern. Vier Wochen lang noch können wir täglich dreimal dem Gesetze gemäß alle Mäuler satt machen. Also nur Mut, nur Mut! Und alle Vorräte heraus, damit die Masse nicht unruhig wird! Es wird so schlimm nicht werden!

In dieser schweren Zeit bildete die Rede, die das Mitglied des Dreißiger Ausschusses, der Genosse Hoffmann hielt, ein bewundernswertes Denkmal menschlicher Einsicht und Klugheit. Er sagte: Der schlechte Ausfall unsrer Ernten jahraus jahrein ist nicht hervorgerufen durch ungünstige Bodenverhältnisse oder klimatische Einflüsse, sondern er ist eine Folge der Auflösung des Bauernstandes, der seßhaften ländlichen Bevölkerung, und noch mehr die natürliche Wirkung der Thatsache, daß überall zu wenig und nicht energisch genug gearbeitet wird. Wir müssen ein Mittel finden, die große Masse arbeitsfreudiger zu machen, und vor allem müssen wir wieder eine seßhafte ländliche Bevölkerung schaffen. Das können wir nur erreichen, wenn wir die gute Arbeit besser belohnen als die schlechte, und wenn wir vor allen Dingen dem fleißigen Arbeiter die Möglichkeit gewähren, durch seine Tüchtigkeit sich ein Kapital sparen, oder sagen wir besser, einen Arbeitsüberschuß sammeln zu können, wodurch er sich das Leben schöner gestalten kann, als der faule und träge Arbeiter. Um dies möglich zu machen, muß das Ansammeln von Certifikaten in einer Hand gestattet werden, und die monatliche Ungiltigkeitserklärung der Certifikate muß

aufhören. Eine völlige Umändrung unsers Certifikatenwesens ist notwendig.

Diese Rede machte, wie begreiflich, tiefen Eindruck. Man erkannte die Richtigkeit dieser Ausführungen an, man sah ein, daß nur auf diese Weise die Arbeitskräfte der Genossen intensiver zum Heile aller angespannt werden könnten, und erkannte in der Certifikatenreform das Mittel zur Abhilfe, und doch fiel der Vorschlag durch, denn prinzipiell war er unausführbar, da er zu der alten Ordnung der Dinge zurücklenken mußte, zu dem unheilvollen Gegensatz zwischen arm und reich, und dann — es war auch zu spät! Was hätte die Reform jetzt noch nützen sollen? Der Hunger konnte mit ihr nicht mehr vertrieben werden.

Nur noch acht Tage, meldeten die Generaloberkonsumvorsteher am 24. November des Jahres 1910, nur noch acht Tage, und der Hunger ist da!

Den Mitgliedern des Dreißiger Ausschusses rann der Angstschweiß von der Stirn: Die Soldaten sind in den Kasernen zu konsignieren! Der Mann erhält zweihundert scharfe Patronen! Die Kasernen sind auf vier Wochen mit Brot, Fleisch, Bier und Wein zu versehen!

Dies der Beschluß, der spät abends am 24. November 1910 zur Abwehr der bevorstehenden Hungersnot von dem Dreißiger Ausschuß gefaßt — was hätte er auch andres beschließen sollen? — und in alle Teile des Reiches an die Unterbehörden übermittelt wurde.

Der Winter ist da, ein kalter, öder, trauriger Winter, so traurig, wie noch keiner je gewesen. Wo sind die Scharen fröhlicher Kinder, die mit geröteten Wangen jauchzend durch die fallenden Schneeflocken springen, die mit Schneebällen auf einander losstürmen und der winterlichen Kälte nicht eher müde werden, als bis der frühe Abend sie an den wärmenden Ofen treibt? Wo sind die lustigen Schneemänner, die von jungen Künst-

lern geformt mit ihren Kohlenaugen und Kohlennasen so ernst die Straße hinabblicken? O, der Winter brachte diesmal keine Winterfreuden, nur Kälte brachte er und Schneeblumen an den Fenstern und das große, weiße, kalte Tuch, mit dem er die Erde einhüllt. Aber er hat diesmal noch etwas andres mitgebracht: den Hunger! Kälte und Hunger, zwei schlimme Gesellen, zwei schreckliche, bösartige, grinsende Gestalten! Wehe dem Hause, in das sie einkehren, denn sie bringen noch einen dritten und einen vierten Gesellen mit, zwei gute Freunde: Krankheit und Tod!

In der Hauptstadt des Landes schlägt die Uhr die zehnte Abendstunde. Es ist still auf den Straßen, so still und öde, wie in der Heide draußen, die der Winter so fest eingehüllt hat, daß ihre dunkeln Tannen und Fichten kaum mit den Köpfen herausschauen können. Still, unheimlich still ist es auf den großen Straßen, durch die noch vor zehn Jahren um diese Zeit das ganze gewaltige Leben der Hauptstadt in tausend prächtigen Farben und Tönen flutete. Die elektrischen Lampen glühen nicht mehr, denn die Werke stehen still aus Mangel an Arbeitern. Aber wozu auch Lampen und Licht? Der Vollmond steht am Himmel, und unzählige Sterne wetteifern mit ihm, die große, stille Stadt da unten mit ihren stillen Straßen und Plätzen zu erleuchten. Aber ist denn wirklich kein Mensch auf den Straßen? Blitzen da nicht Waffen im Schein des Mondes? Es ist eine starke Patrouille, die durch den Schnee watet, um alle Brüder und Schwestern, die sich noch auf der Straße befinden, in die Häuser zu treiben, denn wer bei dieser Kälte und bei diesem Schnee jetzt draußen ist, kann nur böse Dinge im Schilde führen; jedoch man findet nur wenige, und diese wenigen halb erfroren, halb verhungert, kraftlos, aber den Wahnsinn des Hungers in den funkelnden Augen. Nehmt euch in acht!

Nehmt euch in acht, ihr Vaterlandsverteidiger, daß nicht einer dieser Hungerleider euch an den Hals springt, euch die Schlagader aufbeißt und euer Blut trinkt Nehmt euch in acht!

Die Nacht war angebrochen, die in der frühern Ordnung der Dinge „die heilige Weihnacht“ genannt wurde, in der frühern Ordnung der Dinge, als die Menschen noch so unglaublich thöricht waren, zu glauben, daß einstmals ein Welterlöser geboren worden sei, als die Jungen und mit ihnen die Alten so überaus einfältig waren, sich über ein grünes Tannenbäumchen zu freuen, an dem allerhand dumme Sachen hingen und allerhand bunte Lichter brannten. Über solche Kindereien ist die heutige Zeit weit hinaus, sie hat nur noch ein mitleidiges Lächeln für die wenigen, die dem alten Brauche treu bleiben und mit Thränen in den Augen vor einem bunt geputzten Bäumchen stehen.

In einem großen, kahlen Zimmer im Erdgeschoß der Breiten Straße stand in der Mitte ein Tisch, und darauf ein Tannenbäumchen, dessen Fuß in einem mit Erde gefüllten Topfe steckte. Seine Lichter blitzten und funkelten, aber sie riefen kein Blitzen und Funkeln und Leuchten in Kinderaugen hervor; denn an dem Tische saß kein Kind, sondern eine alte Frau, und im Bette an der Wand lag eine junge Frau. Die hielt freilich ein Kind in ihren Armen, aber es war noch ein kleines, erst wenige Tage altes Kind, dessen Augen geschlossen waren. War es tot? Das nicht, aber sehr matt und gewiß sehr hungrig. Das abgezehrte Weib auf dem Bette, des Kindes Mutter, drückte mit den Händen ihre vertrockneten Brüste, drückte und drückte, daß nur ein Tropfen Milch herausquölle, ihr Kind zu ernähren, aber die Brüste versagten ihren Dienst. Kein Tropfen drang heraus, das verschmachtende Kind zu säugen.

Mutter! schrie das Weib wild auf, was steht ihr

da und starrt auf die Lumperei, während mein Kind und ich verhungern? Ach, Mutter, Mutter! Schafft Brot, schafft nur einen Bissen Brot, daß wir leben, sonst müssen wir sterben!

Brot? fragte die Alte, die mit gläsernen Blicken in das brennende Bäumchen schaute, Brot? Wer hat heute auf Erden Brot? Komm, trinke mein Blut, ich will sterben, dann könnt ihr leben!

Mutter! stöhnte das Weib vom Bett her, Mutter! Statt nach Brot zu suchen, habt ihr das Bäumchen geholt und die Lichter! Was soll uns der Dreck, wenn wir sterben müssen?

Noch einmal, sagte die Alte leise, will ich mein früheres Glück sehen. O, ich sehe es wieder! Siehst du nicht dort den Vater stehen? Seine schwieligen Hände ruhen auf deinem Haupt, während du ihm die Puppe entgegenstreckst, und Fritz reitet auf seinem hölzernen Pferde um den Tisch herum und ruft: Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Juchhe! schrie sie wild auf, der Tod ist da! Hörst du ihn? Jetzt kommts die Straße herab, jetzt kriechts an die Hausthür, jetzt kommts die Treppe herauf! Gleich wird er da sein! Juchhe! Juchhe! Der Tod ists, oder ists dein Liebster?

Mutter! kreischte das Weib vom Bette her, legt euch schlafen! Ihr seid krank. O Mutter, das mit dem Liebsten, das ist eine Schlechtigkeit von euch!

Die Alte war in die Kniee gesunken, ihre Hände lagen auf der Kante des Tisches, mit stierem Blick sah sie nach dem Bett ihrer Tochter hin.

Wo ist dein Liebster? schrie sie wild; sag, wo ist dein Liebster? Hab ich dir nicht gesagt, du sollst dir den Satan vom Leibe halten? Nun sterben drei statt zwei. Warum habt ihr dem armen Wurm das Leben gegeben?

Mutter! sagte leise das junge Weib, ihr wißts ja! Er sagte, er wollte für uns beide sorgen und wollte sich nie von mir trennen, er wollte arbeiten für drei, wenn ich ihm den Willen thäte. Nun ist er fort und läßt

mich und dich und das Kind verhungern. Aber die schwarze Liese hats ihm angethan! Mutter, Mutter, wenn ich meine Kräfte wieder habe, gehe ich hin und schlage beide Schandleiber zusammen! Horch! rief sie, schleppt sich da nicht was die Treppe herauf? Geh, Mutter, horch! Vielleicht bringt uns einer ein Brot!

In diesem Augenblick wurde die Thür heftig aufgerissen, und herein trat Bruder Albert. Das durchnäßte Haar hing ihm über die Augen, seinen Hut schien er verloren zu haben. Er war sehr blaß. Ängstlich durchflogen seine Blicke den Raum, dann trat er einen Schritt näher, und ohne den üblichen Gruß zu sprechen, rief er mit heiserer Stimme: Wo ist mein Weib? War mein Weib, meine Johanna, hier?

Hier war niemand, Bruder Albert! antwortete die Wöchnerin; was sollte dein Weib hier bei uns?

Allmächtiger! schrie der Mann, verzweiflungsvoll die Hände ringend, Barmherziger! Sie ist gegen abend mit einem halben Brote ausgegangen, es euch zu bringen, und ist noch nicht zurück! Sie ist verloren in der Wüste dieser Nacht! O mein Gott, erbarme dich ihrer!

Damit stürzte er fort in die Nacht hinaus.

Es war gegen Mitternacht, als Bruder Albert nach langem, vergeblichem Suchen bei Bekannten und Unbekannten, halb tot vor Erschöpfung und Angst, seiner Wohnung zuschritt, keine Hoffnung mehr im Herzen, daß sein geliebtes Weib dort vielleicht auf ihn warten würde. Die schrecklichen Gerüchte, die seit einiger Zeit die Stadt durchschwirrten, es hätten sich Männer und Weiber zusammengethan, um nachts Alleingehende abzufangen, zu schlachten und mit ihrem Fleische ihren Hunger zu stillen, dies fürchterliche Gerücht, das er bisher nicht hatte glauben wollen, erschien ihm jetzt in seiner Angst und Sorge als eine Wahrheit. Er sah in seiner fieberhaft erregten Phantasie sein gelieb-

tes Weib in den Händen jener Ungeheuer, er hörte es weinen und klagen, sah sie verstummen und unter den blutigen Händen ihrer Würger verenden. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, hob sein Haupt zum Himmel und sandte aus seiner angstzerrissenen Seele ein heißes Gebet zu Gott empor: Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, aus der Tiefe meiner Not! Herr Gott, erhör mein Rufen!

Wie ein Trunkner taumelnd hatte er etwa die Hälfte der Brüderstraße durchschritten, als seine Füße sich verwickelten. Ihm war, als wären sie in eine Schlinge geraten, er wollte sich losmachen, aber da fing es an zu zerren und zu ziehen, und plötzlich zog es ihn mit einem Ruck an die Erde und schleifte ihn blitzschnell über die Straße einer Kelleröffnung zu. Aus dem Dunkel des Kellers heraus stürzten mehrere Gestalten, kräftige Fäuste packten ihn, hoben ihn empor und warfen ihn in den Keller hinein, der sich über dem laut um Hilfe rufenden sofort schloß. Am Boden des Kellers mußten Decken oder Betten liegen, denn der Hinabgestoßene hatte keinen Schaden genommen. Er wollte sich eben aufrichten, als eine Thür sich öffnete, und er in einen großen Raum hineingezogen wurde, der hell erleuchtet war. Um einen Tisch herum saßen etwa zwanzig Männer und Frauen, die eben ein reiches Fleischgericht gegessen haben mußten, denn es lagen viele Knochen und Fleischreste auf dem Tische umher, und auf den Schüsseln lagen noch große Stücke gekochten Fleisches. Ein widerlich süßlicher Geruch füllte den Raum an.

Was wollt ihr von mir? rief der Priester, der etwas Furchtbares zu ahnen begann; bin ich unter Räuber und Mörder geraten oder in noch schlimmere Hände?

Wir sind weder Räuber noch Mörder, sagte ein großer Mann, der auf ihn zutrat, aber wir haben Hunger! Viel Hunger! fuhr er fort, indem seine Augen

unheimlich leuchteten. Nicht wahr, wandte er sich an die Anwesenden, elend und blaß aussehendes Volk mit fieberglühenden Augen, haben wir nicht viel Hunger?

Ja, ja, wir haben viel Hunger! schrie die Menge.

Und weil uns, fuhr der Sprecher fort, niemand etwas zu essen giebt, weils auf Erden keinen Bissen Brot, keinen Bissen Fleisch mehr giebt, fangen wir uns unser Wildpret selbst. Komm, iß dich einmal ordentlich satt, denn du mußt auch viel Hunger haben und du mußt sterben!

Der Priester hatte diese Worte nicht mehr gehört, denn er sah etwas, was ihm das Blut in den Adern erstarren ließ. Aus einem Topfe heraus ragte eine Menschenhand, halb abgenagt, aber doch deutlich als eine Hand erkennbar.

Er wußte jetzt, wo er war und was seiner wartete.

Willst du nicht essen, Bruder? fragte der große Mann und schob ihm eine Schüssel mit Fleisch hin. Iß, sage ich dir, denn du mußt sterben!

Von wem ist dieses Fleisch? fragte der Priester, während seine Zähne laut vor Entsetzen aufeinander schlugen, woher habt ihr es? Dann fuhr er mit einem wilden Schrei zurück und starrte in die Ecke, wo am Boden das abgeschlagne Haupt eines Weibes lag, eingehüllt in lange, blonde, mit blutigem Schleim verklebte Haare.

Mein Weib! schrie der Priester so wild und weh, daß selbst die gegen menschliches Leid und Elend abgestumpften Scheusale des Kellers etwas wie Mitleid empfanden. Mein Weib! schrie er noch einmal, und während seine Augen weit aus ihren Höhlen traten, während seine Haare sich sträubten, erhob er seine rechte Hand in die Höhe. So stand er starr und stumm, nur die Lippen bewegten sich. Man wußte nicht, wollte er einen Segen sprechen oder einen Fluch.

Machs kurz, raunte einer der Genossen dem ersten

zu; es war sein Weib, er kann einem leid thun. Machs kurz!

Und es wurde kurz gemacht! Wenige Minuten später lag das Haupt des Priesters neben dem seines Weibes.

Aber haben sich die Menschen denn alle in Bestien verwandelt? Der Hunger thut weh, das ist wahr, sehr weh, und es kann einer aus Hunger schon ein rechter Bösewicht und Verbrecher werden; aber giebts denn kein andres Mittel, seinen Hunger zu stillen, als in der Stille der Nacht harmlose Wandrer mit Netzen zu fangen, sie abzuschlachten und sich mit ihrem Fleische zu sättigen? Kein andres Mittel, den Qualen des Hungers zu entgehen? O ja, es giebt noch andre Mittel! So machen es nicht alle, wie die Unmenschen in der Brüderstraße.

Einige Schritte von dem Keller entfernt, in dem großen Eckhause der Straße, wohnte ein noch jugendlicher Arbeiter mit seiner Frau und seinen zwei Knaben im Alter von drei und sechs Jahren. Die Behörde hatte bis auf bessere Zeiten die staatlichen Kinder- und Jugendhäuser geöffnet, und wer wollte, hatte sich seine Kinder holen können. Der Arbeiter Lohmann und seine Frau hatten sich noch an demselben Tage, wo die Anschlagsäulen diese Erlaubnis brachten, ihre „lieben Würmer" geholt, ohne die ihnen beiden das Leben bisher nur als ein halbes Leben erschienen war. Lohmann war ein begeisterter Anhänger der Sozialdemokratie gewesen und hatte die neue Ordnung der Dinge hoch gepriesen und hoch geehrt; aber alles hatte er nicht mitgemacht. Von seinem Weibe hatte er sich nicht getrennt, denn beide hatten sich lieb und hatten sich schon vor der Katastrophe geheiratet, und seine Kinder hatte er nur mit Widerstreben von sich gelassen. Die kleine wieder vereinte Familie, die sich wenig um die Außenwelt kümmerte, wäre nun sehr glücklich gewesen,

wenn nicht die Not mit den Kindern ins Haus gezogen wäre, die Not, die täglich größer wurde und schließlich die rechte und echte Hungersnot wurde. Was nützt es, alle die Qualen aufzuzählen, die die vier Menschen durchmachen mußten, seitdem die staatlichen Speisehäuser geschlossen waren — wie der Vater, selbst vom Hunger gepeinigt, umherlief, um Brot für sein hungerndes Weib und seine weinenden Kinder zu beschaffen, wie die Hoffnung, die Behörde würde in der größten Not doch helfen — o, wie gern hätte sie es gethan, wenn sie nur gekonnt hätte! —, täglich, stündlich geringer wurde, wie man schließlich vergeblich versuchte, Ratten und Mäuse zu fangen, und wie, als die Qualen des Hungers größer und größer wurden, die ledernen Stiefel gekocht wurden, und wie die vier Menschen vergebliche Versuche machten, das weich gekochte Leder zu essen? Wozu all die Qualen schildern, die nicht einer, die Millionen jetzt durchmachten?

In derselben Nacht, wo der Priester Albert sein Leben lassen mußte, lag das jüngste Kind sterbend auf seinem Bettchen. Der ältere Knabe hatte den Hungertyphus; auch sein Leben konnte nur noch nach Stunden zählen. Am Tische saßen Vater und Mutter, zwei abgezehrte, abgehärmte Gestalten; aber die Not hatte sie noch nicht stumpf gemacht, noch fühlten und wußten sie, daß sie litten, und daß ihrem Leiden keine Hilfe kommen konnte, keine! Zwischen beiden auf dem Tisch stand ein matt brennendes Licht, daneben lag eine Tüte, deren Inhalt halb auf den Tisch geschüttet war. Es war Kalk, den der Vater von den Wänden abgeschabt hatte; ihm war gesagt worden, der ließe sich essen und stillte die Qualen des Hungers. Sie hattens beide versucht, aber sie hattens nicht heruntergebracht.

Vater, sagte das Weib, öffne mir die Pulsadern und sauge mein Blut auf und gieb es den Kindern, vielleicht, wenn sie noch einmal satt werden, daß sie wieder gesund werden.

Der Mann gab keine Antwort, er sah starr vor sich hin und schien die Worte seines Weibes nicht gehört zu haben. Ein Röcheln vom Bette der Kinder her ließ ihn auffahren. Scheu blickte er um sich, dann wieder versank er in dumpfes Brüten.

Vater, bat das Weib nach einer Pause, thus doch, oder ich thus! Hole den Topf und thus und trinke auch, Vater! Ihr könnt dann leben, und ich kann sterben.

Der Mann sah sie halb wehmütig, halb verworren an, dann sagte er: Wir können alle sterben! Behalte dein Blut, Mutter, wir wollen zusammen sterben. Willst du?

Ja, Vater, antwortete das Weib, ich will. Aber machs kurz und laß michs nicht sehen!

Schwerfällig erhob sich der Mann, nahm sein jüngstes sterbendes Kind in seine Arme, küßte es und trug es in die Nebenstube, und nach einigen Minuten kehrte er zurück, nahm auch den ältern fiebernden Knaben in seine Arme, küßte auch ihn und trug ihn zu seinem Brüderchen. Eine kurze Zeit blieb alles still, dann kehrte er zu seinem Weibe zurück, das zusammengesunken auf einem Stuhle saß, das Gesicht in ihre Schürze gehüllt.

Mutter, sagte er, habe Dank für alle deine Liebe, habe Dank, Mutter!

Das Weib sank bei diesen Worten in die Kniee, ergriff die harte Hand ihres Mannes und küßte sie. Ihre Thränen benetzten seine Hände.

Um Mitternacht war es ganz still geworden. Eltern und Kinder schliefen den ewigen Schlaf.

Es ist der 25. Dezember des Jahres 1910, nach alter Sitte von einigen noch der erste Weihnachtstag genannt. Was geht denn in der Hauptstadt des Landes vor sich? Die Straßen sind schwarz, und doch ist die Nacht hin-

durch Schnee gefallen! — Die Straßen sind schwarz, weil Tausende und Tausende von Menschen sie füllen, die mit Knüppeln, Gewehren, Revolvern, Messern, Stangen und Äxten bewaffnet nach der großen Kaserne der „Blauen“ ziehen, so genannt von den blauen Schnüren, die die Soldaten der hauptstädtischen Proletarier-Bataillone an ihren Uniformen tragen. Dort in der Kaserne giebts noch Brot und Mehl, Bier und Wein, das unsre Blutsauger, diese Hunde von Soldaten, für sich versteckt haben. Sie schwelgen, und wir darben! Sie saufen und fressen sich voll bis an den Hals, und unsre Weiber und Kinder verhungern oder ersticken in dem Kot, den sie fressen müssen! Kommt! Schlagt alles tot, laßt keinen leben! Kommt! In der Kaserne der Blauen giebts Brot! Kommt! So rief einer dem andern zu, bald rufen es Tausende, bald Hunderttausende. Alles, was noch laufen kann, läuft mit, alles, was noch eine Waffe schwingen kann, reckt die Glieder zum Kampfe. Mags kommen, wies kommt! Schlimmer kanns nicht werden, als es ist!

Das Gerücht ist halb wahr, halb falsch. Freilich giebt es in der Kaserne der Blauen noch zu leben; aber es ist kein Überfluß da, auch hier ist Not; noch nicht die Not des Hungers, aber doch Not, denn die tapfern Soldaten müssen bei den schmalen Rationen, die ihnen täglich gereicht werden, den Leibriemen immer enger schnallen. Sie können sich schon seit Wochen nicht mehr satt essen. Aber den Hunger, den quälenden, sinnverwirrenden, Wahnsinn machenden Hunger, den kennen sie noch nicht. Aber auch sie werden ihn bald kennen lernen müssen, denn in den Vorratskammern der Kaserne stehen nur noch zwanzig Sack Mehl, in der Speisekammer liegen nur noch fünfzig Brote und nur noch zwei Fässer mit gesalzenem Fleisch. An Bier und Wein scheint kein Mangel zu sein, denn in dem Keller liegt noch eine Reihe von Fässern, wohl verwahrt. Was sie enthalten, weiß man freilich nicht;

aber was solls denn anders sein, als Bier und Wein? Etwa Petroleum? Wozu Petroleum in einer Kaserne?

Um zehn Uhr vormittags ist die Kaserne von Tausenden von Menschen eingeschlossen. Brot! Brot! brüllen tausend verschmachtende Kehlen, Blut! Blut! schreien andre. Steine fliegen gegen die Thüren, die von innen fest verrammelt sind, Steine gegen die Fenster, die klirrend in den Hof hinabstürzen; dazwischen krachen Schüsse aus Flinten, Gewehren und Revolvern gegen die Mauern, daß der Kalk abspritzt und die Nächststehenden mit weißem Staub bedeckt. Die Soldaten im Innern der Kaserne verhalten sich noch still. Die Meinungen sind geteilt. Die einen, besonders die weiblichen Soldaten, verlangen, daß man die letzten Vorräte bis auf das äußerste verteidige, andre wollen, daß man sie der Menge ausliefere, die einen wollen schießen, die andern unterhandeln. Der gegenwärtige Befehlshaber, der Bataillonsvorsteher, ist nicht zu finden. Er hat sich in einen Keller geflüchtet und ist in ein großes, leeres Weinfaß geklettert, um das Schreckliche nicht zu sehen, das nun kommen muß.

Endlich gegen zwölf Uhr wirft ein Teil der Soldaten die Gewehre weg, entschlossen, zum Volke da draußen überzugehn, ein andrer Teil steht kampffertig hinter den Fenstern, bereit, die Brüder und Schwestern da draußen niederzuknallen.

Wie das Thor sich öffnet, um die abziehenden Soldaten durchzulassen, stürzt sich die wahnsinnige Menge auf die ersten, die heraustreten, zerreißt sie buchstäblich in wenigen Augenblicken in Fetzen und drängt sich zwischen das geöffnete Thor, das die Hände der innen stehenden, vor Entsetzen erstarrten Soldaten zu schließen vergessen, und stürzt in den Hof hinein. Wer ihr in die Hände gerät, ist verloren, doch gelingt es den meisten, in die Kaserne zurück zu entkommen und das Thor zu verrammeln. Nun ergreifen auch die Geretteten die eben weggeworfenen Gewehre. Salve auf

Salve kracht aus den Fenstern auf die Stürmenden herab. Bald wälzen sich Hunderte in ihrem Blute, und Hunderte beugen sich über die Sterbenden und saugen ihr Blut auf, unbekümmert um die Geschosse die neben ihnen einschlagen. Haufen von Leichen und Sterbenden türmen sich draußen auf, aber die brüllende Menge wird nicht geringer, immer neue Scharen strömen herbei, sich an dem Werke der Vernichtung zu beteiligen. Der Tod hat seine Schrecken verloren.

Aber das Feuer aus der Kaserne läßt bald nach und schweigt schließlich ganz: entweder ist den Verteidigern die Munition ausgegangen, oder sie sind tot oder kampfunfähig. Nun, Balken her! Einige kräftige Stöße gegen die Hauptthür, und der Eingang ist offen. Hinein stürzt die blutige, wahnsinnige Menge, das Werk der Vernichtung zu vollenden. Eine Szene schrecklicher, als sie je die Erde sah, beginnt jetzt. Die Brote sind gefunden! Wer ein Messer trägt, stößt es dem ins Herz, der ein Stück Brot in der Hand hält, und raubt es ihm, um es zu verschlingen, wenn es ihm nicht eine andre mörderische Hand entwindet. Alles wütet, mordet, kreischt, brüllt, heult durch einander und auf einander los. Der Anblick eines Stückes Brot macht rasend. Mit Blut beschmierte Brote liegen auf der Erde und werden zertreten. Dazwischen platzen Sprengbomben, die wahnsinnige Weiber in die Menge hineinschleudern, zu Dutzenden sinken die Mordenden in ihrem Blute zusammen. Hunderte von Kehlen heulen, wie die Hyänen schreien, wenn sie ihre Beute wittern, Verwundete ächzen und wimmern, Sterbende stöhnen und klagen. Jetzt ist auch das Mehl gefunden. Die Säcke werden auseinandergerissen, mit den Köpfen fahren die Rasenden in die weiße Masse hinein, um sie zu verschlingen, andre kommen hinzu und stoßen die Kauenden nieder, reißen die Sterbenden zurück, um an ihre Stelle zu treten, bis auch sie der Tod ereilt. Bald ist alles eine blutige, klebrige, schmutzige Masse, in der

sich die Sterbenden krümmen und winden, und die die Lebenden gierig verschlucken.

„Feuer! Feuer!“ hallt es durch den Raum des Schreckens; aber wer von den Wahnsinnigen hört auf dieses Wort? „Feuer! Feuer!“ Nur wenige versuchen zu entfliehen, nur wenige entkommen. Die Fässer, mit Petroleum gefüllt, platzen. In wenigen Minuten ist das ganze schreckliche Haus mit seinen mordenden, hungernden, brüllenden, klagenden und sterbenden Menschen ein ungeheurer Feuerofen, eine fürchterlich lohende, brodelnde, Flammen sprühende Masse.

Die Menge draußen weicht zurück. Noch haben all die Tausende da draußen kein Brot, aber sie haben Hunger, viel Hunger, Wahnsinn machenden Hunger. Daß der brennende Backofen vor ihnen kein Brot mehr liefern kann, wissen sie. Brot giebts nicht. Aber giebts kein Brot, dann wollen wir Blut, viel Blut, viel Blut! Ins Parlament! Zu den Hunden, den Volksvertretern! Brot und Blut! Nicht mehr Brot oder Blut; jetzt wollen sie beides! Brot und Blut! Ins Parlament! Keiner darf entkommen!

Alles stürzt nach dem Parlamentsgebäude, jenem herrlichen Bau, dessen edle Formen, dessen reicher Schmuck vor Jahren die Bewundrung der ganzen Welt erregt hatte, in dessen hohen Sälen neun Jahre lang das sozialdemokratische Parlament getagt hatte. Die marmornen Stufen dringen sie hinauf — nicht mehr Menschen, nein, blutige, wilde Raubtiere —, durchstürmen die langen Korridore, vorbei an den kostbaren Bildern aus Marmor, die die Gründer des großen sozialdemokratischen Himmels auf Erden in Lebensgröße darstellen, und stürzen in den Sitzungssaal. — Er ist leer. — Tiefe Ruhe lagert über dem weiten, herrlichen Raume, den das Licht des winterlichen Abendhimmels matt durchleuchtet. — Wo sind die Hunde? hallt es wild aus hundert Kehlen. Da fällt einem ein, daß das Parlament sich vertagt hat. Aber der Dreißiger Aus-

schuß muß da sein! Dort hinten in jenem kleinen Saale pflegt er seine Sitzungen abzuhalten! Dorthin! Dort ist Brot, und wenn nicht Brot, Blut, viel Blut!

Nun eilt alles nach dem kleinen Saale hin. Fürchterlich wird das Gedränge. Wer fällt, ist verloren und wird zertreten. Die Vordern, vorwärts geschoben durch die hinten nachdrängenden Massen, können kaum noch atmen, dicht wie mit Eisenklammern sind sie eingeschlossen. Endlich bricht die hohe Thür zusammen, und stürzend, fallend, taumelnd dringt die Menge in den kleinen Sitzungssaal.

Da sitzen sie, die Mitglieder des Dreißiger Ausschusses nicht dreißig, nur zwanzig, zehn sind rechtzeitig entwischt. Die Zurückgebliebnen haben sich in diesem unverletzbaren Raume sicher geglaubt, oder sie haben nicht entrinnen können, manche vielleicht auch nicht entrinnen wollen. Totenblaß sitzen sie da, mit den Händen sich krampfhaft an den Tisch festhaltend, alle die rote Mütze mit den silbernen Schnüren auf ihren Häuptern, das Zeichen ihrer Unverletzlichkeit. Der Präsident hat sich erhoben, beide Arme hebt er empor und hält sie den Eindringenden entgegen. Er will reden, aber er sieht, daß er, daß sie alle verloren sind. — — Ja, sie sind verloren! — In zehn Minuten sind die letzten Vertreter der Ordnung abgeschlachtet, zerrissen, zerfleischt, zerstückelt, eine unförmige, blutige Masse! Die letzte staatliche Autorität ist dahin, sie ist weggeweht, wie der Sturm im Herbste die Blätter verweht, die einst frisch und grün waren. — Jetzt ist der Wahnsinn da! — Nicht der Wahnsinn des Hungers mehr, der Wahnsinn des Mordes ist da! — Wie hats angefangen? Niemand weiß es. Als die Zwanzig zerfetzt, zertreten sind, nur noch eine blutige, unförmliche Masse, stößt einer seinen Nebenmann nieder mit den Worten: Du bist auch so ein Hund! Brot oder Blut! So muß es angefangen haben, so und nicht anders! — Und nun bricht der Wahnsinn des Mordes unter den Tausenden

aus. — Feuer! tönt es auch hier, Feuer! Feuer! Denn auch hier sind Hunderte von Fässern mit Petroleum aufgestapelt; aber niemand hört auf dieses Wort. — Alle morden auf einander los. — Kein Schuß fällt mehr, nur noch das blutige Messer arbeitet, und wo das Messer fehlt, würgen die Hände, und wo die Hände ermatten, zerreißen die Zähne, bis auch hier die blutige, mordende, brüllende Schar in fürchterlicher Glut zusammenschmilzt.

Das Chaos beginnt! Das Ende ist da! Der Himmel auf Erden!

Oder die Hölle?



5

Im Jahre 1912

Ein altes Wort

An einem Frühlingsabende des Jahres 1912 schritten zwei Arbeiter, die soeben Feierabend gemacht hatten, durch den Stadtpark ihrer Wohnung zu. Der eine hatte graue Haare, war aber noch rüstig, denn er schritt kräftig aus, der andre war ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren. Beide arbeiteten zusammen in einer Tuchfabrik, die in der Nähe der Stadt lag. Sie hatten beide einen guten Lohn, waren gesund und zufrieden. Am andern Tage sollte alle Arbeit ruhen, denn es war der Jahrestag der Wiederherstellung der Monarchie und der alten Ordnung. Alle Welt wollte ihn mit jubelndem und dankendem Herzen feiern, vor allem die Arbeiter, die wieder ihre Arbeit und ihr Brot, ihre Freiheit und ihre Freuden hatten. Alle Häuser hatten sich festlich geschmückt.

Ist es nicht wie ein Traum? sagte der Alte, während er stillstand, zu seinem Begleiter, daß diese entsetzliche Zeit einmal gewesen und daß sie nun vorüber ist? Gott ist barmherzig und gnädig, daß er endlich ein Ende machte. O, es war eine furchtbare, eine entsetzliche Zeit.

In diesem Augenblick zog ein Verein mit einer kriegerischen Fahne unter fröhlicher Musik heran. Es galt einer Vorfeier für den kommenden schönen Tag. Der Alte nahm seine Mütze ab, bis der Zug vorüber war, dann sagte er: Sieh, mein Sohn, das waren unsre Retter aus der tiefen Nacht unsers Elends. Die alten Kriegervereine haben uns errettet. Als unser ganzes, armes Vaterland nur noch eine einzige große Mörderhöhle war, traten die alten Soldaten aus der Zeit der Monarchie in ihren alten Kriegervereinen zusammen und schafften uns wieder Ordnung und Sicherheit, freilich nach schweren und blutigen Kämpfen: dann holten sie unsern geliebten Landesfürsten, der mit ihrer Hilfe dem Elend und dem Schrecken bald ein Ende machte. So lange das Vaterland besteht, so lange noch in einer Mannesbrust ein dankbares Herz schlägt, sollen unsre Kriegervereine in Ehren bleiben!

Ich habe schon oft gefragt und nie eine genügende Antwort erhalten können, sagte der Jüngling: Wie es denn möglich gewesen ist, daß Menschen an den sozialdemokratischen Zukunftshimmel in der Zeit der alten Ordnung glauben und es neun Jahre in diesem Himmel aushalten konnten.

Woher es kam, antwortete der Alte im Weiterschreiten, woher es kam? Heute weiß ich, was ich vor Jahren nicht wußte, als ich mich mit fortreißen ließ von ihren unseligen, wahnwitzigen und erlogenen Phrasen. Es war eine geistige Krankheit, die die Menschen ergriffen hatte, ein schwerer, alles Denken, alles Fühlen, alles Wollen beherrschender Wahnsinn war es, ein Fieber, viel schrecklicher als das Fieber, das den Leib zerstört. Ärzte gab es genug, die hätten heilen können und auch heilen wollten; aber wer von uns Arbeitern hörte auf ihre Stimme, wer von uns glaubte, daß sie es gut mit uns meinten, wer hörte von uns auf die Stimme der Wahrheit? Niemand, niemand, denn die Lüge allein herrschte, ihr allein

glaubten wir, ihr allein folgten wir, als sie uns ins Verderben führte.

Und doch, fuhr er nach einer Pause wehmütig fort, und doch war unter den Führern anfangs mancher redliche Mann, mancher, der es wirklich und wahrhaftig ehrlich mit dem ganzen Wahnwitz meinte, der die Wahrheit in den Händen festzuhalten glaubte, ob es gleich die Lüge war. Und es wäre ja vielleicht auch alles gut geworden, und der Himmel auf Erden, mit dem sie uns arme Arbeiter immer und immer wieder gelockt hatten, der sozialdemokratische Himmel auf Erden, er wäre vielleicht doch gekommen, wenn in der Berechnung der Führer und der Geführten nicht ein Fehler, ein einziger Fehler gewesen wäre

Und der war? rief gespannt sein Begleiter.

Wir nahmen an, fuhr der Alte fort, daß wenn alles gleich gemacht würde, wenn keinem etwas, allen aber alles gehören würde, daß alsdann sich jedermann als ein Glied der ganzen Menschheit fühlen und in ihrem Dienste willig arbeiten würde, daß dann alle Selbstsucht, aller Eigennutz aufhören, daß jeder, ob Mann ob Weib, ob alt ob jung, alle seine Wünsche, Hoffnungen, Begehrungen und Leidenschaften dem Wohle aller unterordnen würde, daß niemand mehr für sich allein, sondern für alle andern leben, schaffen, wirken, handeln, leiden und dulden würde. Es war Wahnwitz, so etwas zu glauben! Als ob der Mensch aus seiner Haut herauskönnte, als ob einer so ohne weiteres ein vollkommenes Wesen werden könnte, selbst wenn er eins werden wollte. Kann man aus einem Wolf ein Lamm und aus einem Habicht eine Taube machen? Wahnwitz war ein solcher Glaube, aber wir hatten ihn alle, alle, bis uns die Augen aufgingen und wir gewahrten, daß die neue Ordnung der Dinge nur das Unvollkommene, das Bestienhafte im Menschen zur Entfaltung brachte. — Der Trieb, mein Sohn, fuhr er nach einer Pause fort, sich selbst und andre, die

man liebt, durch eigne Kraft und Arbeit über die andern zu erheben und höher als diese zu stellen, dieser Trieb ist uns von der Natur gegeben und kann aus keiner Menschenbrust entfernt werden. Es ist gleichgiltig, ob man diesen Trieb Selbstsucht oder Eigennutz oder Kampf ums Dasein oder sonstwie nennen mag, Thatsache ist, daß er allein Handel und Wandel, Verkehr und Wohlstand, Kunst und Wissenschaft hervorruft, daß durch ihn allein alles Fortschreiten der Menschheit veranlaßt wird. Diesen Trieb, der, je nachdem er sich äußert, sittlich oder unsittlich, gut oder böse sein kann, diesen Trieb hat der sozialdemokratische Staat nicht anerkannt, und als er ihn anerkennen mußte, mit blutiger Hand zu Boden zu drücken versucht. Das war die geistige Krankheit, eben jener Wahn, jener Glaube war es, daß man die Menschen anders machen könnte, als die Natur sie geschaffen hat.

Währenddes waren beide in die Nähe einer herrlichen Kirche gelangt, die, auf einem Hügel gelegen, weithin in die Lande schaute. Die Strahlen der untergehenden Sonne trafen sie und hoben ihre edeln Formen wirkungsvoll vom dunkeln Abendhimmel ab. Wie Feuer funkelte und blitzte das goldne Kreuz, das die Kuppel krönte, und sandte seine goldnen Strahlen über die große Stadt, die sich zu den Füßen der Kirche ausdehnte. Es war die Sühnkirche, die das von der furchtbaren Krankheit genesene Volk seinem alten Gott geweiht hatte.

Beide Männer standen still und blickten schweigend hinauf auf das stille Gotteshaus, ein Denkmal, errichtet zur Mahnung für kommende Geschlechter.

Der tiefste, letzte und eigentliche Grund, sagte der Alte, sich mit ernstem Blick an seinen jungen Gefährten wendend, der Urgrund für die schwere Krankheit der vergangnen Zeiten ist, daß wir Menschen ein altes Wort verlachten und verspotteten und dann ver-

gaßen, das Wort, das du dort über dem Eingang in goldnen Buchstaben lesen kannst. Mögen unsre Kinder und Kindeskinder es niemals vergessen!

Und mit lauter Stimme las er:

Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten!



Druck von Carl Marquart in Leipzig.

